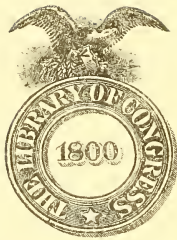


D 517

.A32

Copy 1



Class D 517

Book A 32









# England in Not



Verlag Theodor Weicher Leipzig





89  
1692

# England in Not





# England in Not

Den Erinnerungen eines Austauschgefangenen

nacherzählt von

Johs. Aßermann, Pf.



Leipzig  
Theodor Weicher  
1917

D517  
.A32

---

Alle Rechte, besonders das Recht  
der Uebersetzung in fremde Sprachen vorbehalten

---

261.964  
119

## Vorwort.

---

Ein Bekannter erzählte mir davon, daß er in einem Leipziger Restaurant einen Kellner getroffen habe, welcher nach vierzehnjährigem Aufenthalt in England als Austauschgefangener aus dem Interniertenlager entlassen und vor kurzem nach Deutschland zurückgekehrt sei. Er könne sehr viel Wissenswertes berichten. Das reizte mich, ihn kennen zu lernen, und ich ließ mir von ihm seine Erlebnisse mitteilen. Ich wurde von diesen so gefesselt, daß ich mir sagte, sie müßten auch einem größeren Kreise zugänglich gemacht werden, da sie uns zeigen, daß England in schlimmerer Not ist als wir, und daß das Geschick, welches Britannien dem Deutschen Reiche bereiten wollte, seine graufige Hand über das Inselvolk ausstreckt. Möge das Büchlein, das so entstand, in seinen Lesern die Gewißheit wecken, daß wir bei aller Knappheit und Teuerung doch längst nicht so schlimm daran sind als England und besser und länger durchhalten werden als dieses.

Der günstige Eindruck, den ich von vornherein von der Wahrheitsliebe und dem ruhigen, sachlichen Urteil meines Gewährsmannes gewann, hat sich im Laufe unserer Bekanntschaft immer mehr gefestigt. Man wolle gefl. bemerken, daß er, trotzdem er viel durch Englands Härte leiden mußte, auch dem Feinde Gerechtigkeit werden läßt, wo es möglich ist. Ich lasse ihn in der ersten Person sprechen, da dies ursprünglicher anmutet.

Und nun hat Herr Gustav Höpfner das Wort.

Forchheim i. G., im März 1917.

Johs. Adernann, Pf.



## Inhalt.

---

	Seite
Vorwort . . . . .	III
I. Vor dem Kriege . . . . .	1
II. Nach Kriegsausbruch. . . . .	10
III. Militärisches aus London. . . . .	20
IV. Interniert . . . . .	27
V. Zeppeline über dir, London . . . . .	44
VI. Englische Nahrungsorgen . . . . .	60
VII. Komme ich frei? . . . . .	64
VIII. Vom Durchgangslager zum Dampfer . . .	69
IX. Heimwärts . . . . .	78
X. Meine Frau und Deutschland. . . . .	85
XI. Schlußbetrachtung des Verfassers . . . . .	90

---







## I

### Vor dem Kriege.

Ein unüberwindlicher Drang, die Fremde zu sehen, hatte mich als jungen Mann aus der Heimat hinausgelockt. Nachdem ich zwei Jahre lang in Scheveningen in Holland als Kellner gearbeitet hatte, setzte ich im Jahre 1902 zum ersten Male meinen Fuß auf englischen Boden.

Ich war mit dem festumrissenen Plane hinübergegangen, mir so viel zu verdienen und zu sparen, daß ich in Deutschland ein Hotel kaufen konnte. Aber was sind Menschengedanken? Als ich sah, daß ich nach und nach meinem Ziele näher kam, brach der Krieg aus, und ich stehe nun, da ich alles verloren und viel Geld während meiner stellungslosen Zeit verbrauchen mußte, wieder am Anfange. Aber Mut und Gottvertrauen helfen auch über Schweres hinweg!

Da mir die Tätigkeit im Seebade gefallen hatte, suchte ich zunächst wieder in einem solchen Arbeit, nämlich in Eastbourne. Doch auch später blieb ich als begeisterter Schwimmer und Segler der See treu, bis ich nach London

ging. Brighton, Margate, Ramsgate, Hastings sind auch Seebäder, Worthing, Dover, Folkestone, wo ich überall tätig war, liegen wenigstens an der See oder vielmehr am Armeekanal. Im Laufe des Krieges hatte von den genannten Orten besonders Ramsgate sehr zu leiden. Dort befand sich eine Zeit lang das Lager der australischen Truppen, ehe sie an die Front kamen. Unsere Zeppeline hatten das in Erfahrung gebracht und belegten Ramsgate ausgiebig und wirkungsvoll mit Bomben.

Während der Engländer dem Fremden gegenüber durchgängig verschlossen und mißtrauisch ist, gibt er sich in den Seebädern gemüthlicher. Ich gehörte einem Schwimmverein (Serpentine) und einer Loge an. Es waren keine untergeordneten Vereine, denn sonst hätte Lord Howard de Wolden nicht jedes Jahr für den Schwimmklub wertvolle Preise gestiftet und den Vorsitz bei einem seiner Abendessen übernommen. Und bei der Loge übernahm einmal der Herzog von Marlborough dieses Ehrenamt. Im Schwimmklub wurde ich wie jeder Engländer behandelt, nahm sogar infolge meiner Schwimmkunst eine geachtete Stellung ein, da ich eine große Anzahl Preise erobert hatte und die englische Lebensrettungsmedaille tragen durfte. In der Loge, welche für ein friedliches, gemeinsames Miteinanderleben der Völker arbeiten wollte, waren wir Brüder, und dort bemerkte ich nie eine feindselige Stimmung. Ja, eins der Mitglieder, welches im Burenkriege mitgefochten und dabei von deutscher Seite irgendeine Freundlichkeit erfahren hatte, war sehr gut auf unser Volk zu sprechen und sagte mehr als einmal zu mir: „Well, mein lieber Freund, sollte etwas zwischen unseren Völkern passieren, so wäre das jammerschade.“ Von den Mitgliedern der Loge war ich, obgleich Ausländer, in verschiedene Komitees gewählt.

Im allgemeinen war die Stimmung gegen uns Deutsche keineswegs günstig auch zu einer Zeit, in der an den Krieg noch lange nicht zu denken war, denn der Eigendünkel unserer Vetter jenseits des Kanals konnte es nicht verwinden, daß das Deutsche Reich in den wenigen Jahrzehnten seines Bestehens sich so jugendkräftig emporgeschwungen hatte. Die Eifersucht des bei einem Wettkennen Zurückbleibenden vergiftete schon seit Jahren das Blut der Engländer. Sie sahen es ja immer deutlicher, daß wir sie auf dem Gebiet des Handels und der Industrie, selbst auf dem, das ihren besonderen Stolz bildete, auf dem der Marine überflügelten. Tatsächlich waren der englischen Flotte durch die Gründung unseres Reichs und der deutschen Marine die besten Elemente, die seefahrtslustigen Deutschen, genommen worden.

Der gebildete Engländer, welcher vielleicht selbst fremde Länder bereist hatte und mit Ausländern zusammengekommen war, ließ sich seine wenig freundliche Gesinnung meist nicht anmerken, meine persönlichen Freunde benahmen sich direkt anständig, ja ich bin überzeugt, daß sie, zumal meine Schwiegereltern, auch heute noch kein unfreundliches Wort über mich dulden, geschweige denn sprechen würden!

Anderer aber, die weniger gebildet waren und keine Gelegenheit gehabt hatten uns näher kennen zu lernen, machten auch in den Friedensjahren kein Hehl aus ihrem Widerwillen, sie stichelten, wo es die Gelegenheit ergab, schon immer gegen die „blutigen Deutschen“; dies war ihr Lieblingsausdruck für uns, wie der des Franzosen das Wort „boche“ ist.

In den breiten Schichten war man in England nicht für einen Krieg, da man sich sagte, er würde bei aller Vorsicht ungeheure Opfer kosten, aber als er infolge der

diplomatischen Künste der englischen Regierung ausgebrochen war, ließ man die Maske fallen. Es war, als ob die Käfige eines großen Raubtierhauses geöffnet und seine hungrigen Bestien auf uns Deutsche losgelassen worden wären, die wir doch bemüht gewesen waren, nützliche und friedliche Bürger des Landes zu sein, das uns bisher Gastrecht gewährt hatte. Doch davon später.

Zehn Jahre lang hatte ich in London ein und dieselbe Stellung inne, und zwar in einem der erstklassigsten Weinlokale, dem an der Shaftesburyavenue bei dem Piccadilly-Platze gelegenen „Trocadero“. Ich möchte dieses Lokal mit Kempinski in Berlin vergleichen, nur daß es noch größer war. Dort verkehrten sehr viel Offiziere, aber alle in Zivil. In England hat der Offizier die Uniform nur im Dienste an; zunächst ist dort das Militär nicht so geachtet als bei uns, und es wäre auch für den Offizier oftmals gefährlich, sich allein in Uniform zu zeigen, da er leicht von Arbeitern beschimpft würde. In Irland wäre er seines Lebens nicht sicher. Auch würde es bei den enorm teuren Preisen der kostbaren englischen Waffenröcke sehr unpraktisch sein, diese immer zu tragen. Soviel ich mich erinnere, kamen die Herren nur am Tage der Krönung oder der Beerdigung oder am Geburtstage eines englischen Königs in ihrem militärischen Gewande in den Trocadero. Daß sie aber Offiziere waren, hörte man sofort, da sie sich bei ihrem Titel captain, major usw. anredeten. Es waren meist stattliche Leute, die sich aber nicht der Zurückhaltung befleißigten, welcher unsere Offiziere zu huldigen pflegen. Die meisten gaben sich nett und freundlich und ließen sich auch bisweilen mit dem Kellner in ein Gespräch ein. Sie gaben mir sogar beim Kommen die Hand und erkundigten



sich, wenn sie längere Zeit weggeblieben waren, nach meinem Ergehen.

Unter ihnen fielen mir besonders diejenigen auf, welche in Indien garnisoniert waren und ihren Urlaub in London verlebten. Sie schienen alle durchgängig einen kleinen Sonnenstich bekommen zu haben, waren launenhaft und jähzornig. Einer von ihnen, der erst in Agypten und Indien gedient hatte und nun wieder in London war, pflegte schon im Jahre 1910 öfters folgendes Gespräch mit mir zu halten:

„Nun, wann fängt euer Kaiser an?“

Ich: „Ich verstehe Ihre Frage nicht.“

Captain: „Er hat entschieden etwas im Schilde!“

Ich: „Was meinen Sie damit?“

Captain: „Wie können Sie so töricht fragen! Sie sind doch schon lange hier und das nicht ohne Grund. Sie sehen und hören doch. Sie spionieren einfach!“

Ich: „Aber Captain, ich bin froh, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin und gehe dann geraden Wegs nach Hause, ebenso wie ich früh direkt hierher komme.“

Captain: „Sie haben auch freie Tage, und dann schnüffeln sie aus, wie die einzelnen Städte befestigt und die Forts angelegt sind.“

Ich: „Sie irren sich. Ich habe dafür weder Interesse, noch Verständnis, noch Geld.“

Captain: „Ich will Ihnen etwas sagen. Ich schlafe nie, ohne meinen geladenen Revolver unter dem Kopfkissen zu haben! Mein Pferd steht auch die Nacht über gesattelt im Stall. Wenn Kriegsalarm erschallt, bin ich jede Sekunde bereit auszurücken.“

Ich: „Unser Kaiser ist doch mit Ihrem König Georg verwandt. Er hat nie daran gedacht, einen Krieg zu beginnen, und wird auch nie daran denken. Wenn es

geschehen würde, dann müßte er dazu gezwungen werden!“

Weil dieser Captain (soviel wie Hauptmann) bei jedem Zusammentreffen davon anfang, nannte ich ihn in meinem Innern nur den „verrückten Captain“, und ich vernahm auch bisweilen, daß ihn seine Kameraden ähnlich titulierten, wenn er nicht dabei war.

Aber auch andere, ernster zu nehmende Offiziere gefielen sich in ähnlichen Gedankengängen. Es geschah nicht selten, daß ich auf die Frage antworten mußte: „Wozu sind Sie hier in England? Sie sind doch ein deutscher Spion?“

„Ich habe hier eine Stellung angenommen, um mein Brot zu verdienen. Ich habe nicht Zeit und Geld um herumzureisen.“

Ein Offizier sagte einmal zu mir: „Ihr Deutschen seid ganz verheufelte Kerls. Wir allein werden nicht mit euch fertig werden. Wir müssen da andere suchen, die uns helfen.“

Er hatte damit ganz naiv das Leitmotiv der englischen Diplomatie in dem letzten Jahrzehnt ausgesprochen.

Auch andere vornehme Kreise verkehrten bei uns; so waren häufig Mitglieder des Unterhauses mit ihren Damen unsere Gäste. Auch sie handelten nach dem Grundsatz: Was ich denk' und tu', trau' ich andern zu. Es war oft der Fall, daß mich einer der Herren scharf fixierte und sagte: „Ihr Deutschen arbeitet auf den Krieg los! Was habt ihr eigentlich im Sinne?“ Und alles Versichern der deutschen Friedensliebe überzeugte nicht. Bisweilen kamen unsere Gäste auf militärische Themata, und ich wurde gefragt:

„Haben Sie in Deutschland gedient?“

„Ich bin nicht genommen worden!“

„Und warum nicht.“

„Ich war nicht stark und groß genug!“

Allgemeines Verwundern entstand darob, denn in England nahm man schon damals und erst recht später jedes Krummbein, das sich zum Heeresdienste meldete. —

Im Mai 1914 weilte ich in einer kleinen Stadt Kents, Grith, bei einem meiner Schwäger zu Besuch. Grith liegt gar nicht weit östlich von London an der Themse. In London selbst bemerkte man in Friedenszeiten nicht viel vom Militär, weil dort verhältnismäßig wenig steht. Hier aber sah ich zu meinem Staunen, daß die Soldaten mächtig gedrillt wurden, eine Übung jagte die andere, und es wurden so viel Leute, als nur möglich, angeworben. Jeden Freitag-Abend zog eine Militär-Musikkapelle durch die Straßen, lockte durch ihre Darbietungen viele Menschen an und begab sich dann in ein Kino, zu dem der Eintritt frei war. Dort wurden nun Films aus dem Soldatenleben vorgeführt. Infanterie, Kavallerie, Artillerie zog an der weißen Wand vorüber. Natürlich waren Bilder gewählt, welche die Annehmlichkeiten des Wehrstandes recht ins Licht setzten, z. B. Soldaten beim Sport oder Billardspiel usw. Wenn dann das Publikum das Kino verließ, suchten sich die Feldwebel und Sergeanten diejenigen heraus, welche sie bearbeiten wollten. Das taten sie aber auch nicht aus Vaterlandsliebe, denn für jeden neugeworbenen Rekruten erhielten sie eine Mark Belohnung und außerdem noch Urlaub.

Eine so rege Werbetätigkeit hatte ich, trotzdem wir noch mitten im Frieden lebten, nie vorher bemerkt. Ich war bei einem Wirte eingekehrt, der mir durch gemeinsame Segelfahrten gut bekannt war. Als wir uns gemütlich miteinander unterhielten, trat ein Feldwebel an uns heran und unterbrach unser Gespräch. Diese englischen

Feldwebel sind meist sehr unangenehme Patrone, die trotz ihres bunten Rockes mit ihren aufgeschwemmten Gesichtern, in denen rubinrot die Whiskytnase glänzt, und ihren Bierbäuchen nicht gerade das Ansehen des Heeres heben. Besonders auffällig ist uns Deutschen im Anfang, daß sie nicht mit einem Säbel bewaffnet sind, sondern einen Spazierstock führen. Man kann sich meine Freude vorstellen, als solch ein Marsjünger seine fette Hand auf meine Schulter legte.

„Nun, junger Mann,“ sprach er mit fettiger Stimme, „wollen Sie nicht in unser Regiment eintreten?“

Ich lachte und antwortete: „Nein, Sie können doch keinen so kleinen Mann gebrauchen!“

„Was?“ meinte er, „Sie sind doch stark und kräftig, junger Mann, kräftiger als ich mit meinen fünfundvierzig Jahren und fünf kleinen Kindern.“

„Aber das Militär zahlt nicht genug.“

„Sind denn sieben Mark die Woche nicht genug?“

„Damit könnte ich nicht auskommen. Und übrigens würden Sie ja wohl auch keinen Deutschen nehmen.“

„Nein, aber ich wußte nicht, daß Sie ein Deutscher sind.“

„Meinen Sie nicht,“ fragte ich zum Schlusse, „daß mich mein Kaiser schließlich auch brauchen könnte?“

Ohne mir zu antworten, aber mit einem Blicke ohnmächtiger Wut aus seinen rot unterlaufenen Augen wandte sich der Feldwebel von mir ab.

Die Zeichen, daß etwas im Werke sei, mehrten sich in jenen Maitagen. Mein Schwager hatte eine Wein-, Bier- und Spirituosenhandlung. Sein Kutscher, welcher bei der Reserve war, wurde zu einer Übung einberufen, Mein Schwager sagte zu ihm: „Ich habe Sie nötig, ich kann Sie nicht gehen lassen. Wenn Sie von mir fort sind, kann



ich Ihnen die Stelle nicht frei halten. Ich kann Sie später nicht wieder nehmen.“ Aber es half nichts, der Kutscher mußte fort, und ehe seine „Übung“ zu Ende war, brach der Krieg aus. Mein Schwager sagte damals: „Es ist etwas im Gange. Man hat etwas vor! Aber was?“ Ofters fragte ich den einen oder anderen guten Bekannten: „Was ist denn bei euch Engländern los?“ Alle sprachen ähnlich wie mein Schwager: „Es ist irgend etwas im Gange, aber wir wissen nicht, was.“

In dem von mir bereits erwähnten Themsestädtchen Erith befindet sich eine große Kanonenfabrik, die Maxim gun factory, in welcher Maschinengewehre, Schnellfeuer-  
geschütze, aber auch Kanonen bis zum schwersten Kaliber hergestellt werden. Dort arbeitete man schon ein Vierteljahr vor der Mobilmachung geradezu fieberhaft. Um die Geschütze auszuprobieren, hatte man in den Berg ein großes wagerechtes Loch gegraben, und in dieses hinein wurden die Kanonen abgefeuert. Das ging in jenen Wochen Tag für Tag, und das Gittern der Erde teilte sich den Gebäuden mit.

Nicht gern ließ ich die Gelegenheit vorbeigehen, mich an einer Segel- oder Dampferfahrt auf der Themse zu beteiligen. Zwar ist das Ufer der Themse vom Meere bis London nirgends von malerischem Reize; nur oberhalb der Hauptstadt finden sich längs des Flußlaufes Gärten und Wiesen und freundliche Landhäuser, die im Verein mit den Inseln des Stromes diesem etwas Liebliches geben. Dafür aber bewegt sich auf dem Unterlaufe desselben ein so gewaltiges Leben und Treiben, daß man darüber die Natur vergißt. Ist doch die Themse bis London mit schweren Schiffen befahrbar, und es ist ein wunderbares Schauspiel, wenn die Tower-Brücke hochgeklappt wird um einem Schiffskoloß den Weg freizugeben.

Mit einem Vereine, dem mein Schwager angehörte, nahm ich in jener Zeit an einer Dampferfahrt auf der unteren Themse teil. Wir kamen auch an Gravesend vorüber, dem die Tilburhdocks gegenüberliegen. In diesen werden Schiffe der Kriegsmarine ausgebessert, und jederzeit liegt hier eine stattliche Anzahl vor Anker. Damals aber waren es besonders viel Kanonenboote, gewaltige Linien-schiffe, wehrhafte Kreuzer und gewandte Unterseeboote. Die letzteren aber blieben in den Größenausmessungen sehr hinter den deutschen U-Booten zurück, die ich später zu Gesicht bekam. Voll Stolz schauten meine Fahrtgenossen auf diese Zeugen englischer Macht und Größe. Einer von ihnen, der in meiner Nähe stand und nicht ahnte, daß ein Deutscher ihn hören konnte, sagte zu seinem Nachbar: „Wenn der Kaiser unsere Kriegsschiffe sähe, würde ihm doch verdammt bange werden, und er würde nicht mit uns anfangen!“

„Hast du gehört?“ fragte mich mit leisem Spott in der Stimme mein Schwager.

„Allerdings,“ antwortete ich, „aber du kannst es mir glauben, der Kaiser hat nicht mehr Angst als du oder ich. Übrigens bist du nie aus England herausgekommen und hast unsere Flotte nicht gesehen. Unser Kaiser aber, den euer König zum Admiral der englischen Kriegsflotte ernannt hat, kennt die Größe und Zahl eurer Schiffe besser als wir.“

Bei jener Fahrt kamen wir auch an vielen Pulvermagazinen vorbei, vor denen reges Leben herrschte. Man sah, daß auch die Pulverfabriken in England mit Hochdruck arbeiteten. Als deutlicher Beweis der englischen Angst vor einem deutschen Überfall sei erwähnt, daß mit Kriegsbeginn die ganze Themse bis London mit Minen förmlich gespickt wurde.

Eine Erinnerung aus der Zeit kurz vor Kriegsausbruch ist mir vor anderen angenehm. Im Juni 1914 wurde der neue Handelshafen in Hull am Humber eingeweiht. Natürlich waren dazu der König, die Minister und viele andere Ehrengäste geladen. Der Trocadero war beauftragt, die Vorbereitungen zu dem großen Festmahle zu treffen. Als Zeichen für die Leistungsfähigkeit der Firma und die Zahl der Festteilnehmer füge ich hinzu, daß 150 Mann von ihr abgesandt wurden. Unter ihnen war auch ich. Nach langer Bahnfahrt in Hull angekommen, hatten wir alle Hände voll zu tun. Doch konnte ich nach Beendigung der Festlichkeiten, welche König Georg selbst leitete, mir die weit ausgedehnten Anlagen mit ihren zahllosen, kolossal großen Schuppen, die als Niederlagen dienen sollten, auch anschauen. Als ich erfuhr, daß dort die Zeppeline furchtbar gehaust hatten, wußte ich, daß Englands Handel an einem besonders wichtigen Punkte getroffen war, und mein deutsches Herz jauchzte den Herrschern der Luft voll Dank und Freude zu.

---

## II

### Nach Kriegsausbruch.

**N**aum war es bekannt, daß England in den Krieg ein-  
 greifen würde, als auch schon die Presse die im Volks-  
 Herzen schlummernde Glut des Deutschenhasses zur Weiß-  
 glühitze anzufachen verstand. Vor allem war es der  
 englische Zeitungskönig Lord Northcliffe, der Besitzer der  
 Zeitungen „Daily mail“, „Evening news“ und „Daily  
 mirror“ und vieler anderer Blätter, ein vom englischen  
 König geadelter Jude, der sich vor Deutschenwut nicht  
 lassen konnte. Seine Presse war es, welche die hoch-  
 trabenden Worte Lloyd Georges von den silbernen  
 Äugeln immer wieder in die Welt hinausposaunte, und  
 im „Daily mirror“ fand sich sogar ein Bild, auf dem die  
 Bombay Lancers als Herren Berlins „Unter den Linden“  
 abgebildet waren, als ob Lord Curzons Traum schon  
 zur Wirklichkeit geworden wäre. Er erreichte in den  
 Ausführungen seiner Tageszeitungen den Gipfel der  
 Gemeinheit. Um ihn in seinem gemeinen, ja geradezu  
 wahnsinnigen Wesen zu schildern, würden parlamen-  
 tarische Ausdrücke nicht genügen. Schon vor Ausbruch des  
 Krieges wimmelten die Spalten seiner Blätter von  
 Sticheleien gegen das deutsche Volk. Nun aber hatte  
 er erst seine eigentliche Aufgabe entdeckt. Die in Eng-  
 land weilenden Deutschen mußten vernichtet werden. Tag-  
 täglich in immer neuen Wendungen und Formen hezten  
 die Organe dieses Deutschenfressers die Menge auf.

Da hieß es unter anderem: Die Deutschen müssen alle ohne Ausnahme interniert werden. Wer einen Deutschen in seinem Geschäfte oder Hause hat, muß ihn auf die Straße werfen. Die Geschäfte der Deutschen sind zu schließen, denn sie sind allesamt Spione. Sie ruinieren die Geschäfte der Engländer. Unsere armen Leute müssen für das Vaterland an der Front bluten, während die Deutschen in aller Gemütsruhe englisches Geld einheimsen, sich satt fressen und uns auslachen.

Northcliffe erreichte sein Ziel. Sehr bald nach Kriegsausbruch erschien die Verordnung, daß, obgleich sonst in England der Meldepflicht nicht besteht, alle Deutschen sich, um einer Strafe von 150 Pfund Sterling (3000 Mark) oder 6 Monaten Zuchthaus zu entgehen, bei der Polizei zu melden hatten. Alleinstehende Frauen erhielten dann vom Home office (Ministerium des Innern) die Anweisung, England sofort zu verlassen. Die Männer wurden nach und nach interniert. In London und anderen Städten ballten sich schnell unruhige und unlautere Elemente zusammen. Sie durchzogen lärmend und laut auf die Deutschen schimpfend die Straßen. Vor Häusern, in denen sie Deutsche wohnen wußten, und vor Läden, deren Inhaber einen deutschen Namen trugen, rotteten sie sich zusammen. In diesen Läden hatten sonst die Engländer so gerne eingekauft, weil sie dort gut, preiswert und gewissenhaft bedient wurden; aber das war vergessen. Sie fielen der Wut des Mob zunächst zum Opfer, da die Auslagen in den Schaufenstern die Habsucht der verbrecherisch angelegten Menge reizten. Unter Steinwürfen zersplitterten klirrend die großen Spiegelscheiben, Stockhiebe halfen nach. Die Auslagen verschwanden unter den räuberischen Händen der Tumultuanten. Aber damit war der Hunger nach deutschem Gute erst geweckt. Die Menge



drang in die Läden ein. Was nicht niets und nagelfest war, wurde fortgeschleppt und weggefahren. Man lud so viel auf, daß manches unterwegs verloren ging und auf der Straße zertreten wurde. Anstatt den Bedrängten zu helfen, legten Polizei und Soldaten tatkräftig mit Hand an. Auf den Siedepunkt stieg die Wut, als in London der Untergang der „Lusitania“ bekannt wurde. Brüllend und auf die „blutigen Deutschen“ in den unflätigsten Ausdrücken schimpfend wälzten sich die künstlich aufgepeitschten Horden durch die Straßen. Frauen und Kinder fanden kein Erbarmen.

Eine Engländerin war in Liverpool an einen deutschen Fleischer verheiratet. Sie wurde aus dem Laden gerissen, mit Fäusten und Stockschlägen übel traktiert und an den Haaren auf der Straße hingeschleift. Es fehlte nicht viel, daß sie unter den Händen ihrer Peiniger den Geist aufgegeben hätte.

Einer meiner Bekannten, den ich im Internierungslager wieder traf, besaß eine Wäscherei. Ein Trupp Straßengefindel wollte das Geschäft stürmen und plündern. Der Besitzer mußte, um größten Mißhandlungen zu entgehen, durch die Hintertüre fliehen, die Frau aber, wieder eine geborene Engländerin, ergriff ein großes Messer, sprang in die Ladentür und rief, ihre Waffe in die Höhe hehend: Der erste, der herankommt, ist sofort eine Leiche! Die Menge drängte bestürzt zurück. Ein berittener Schutzmann hielt mitten unter ihr dicht vor dem Laden. Sie hängte sich an die Zügel seines Pferdes mit der herzerreißenden Bitte um Hilfe. Er aber, kühl bis ans Herz hinan, sagt achselzuckend: „Ich kann euch nicht beistehen!“ befreit den Zügel von der Frauenhand und reitet langsam durch die respektvoll Zurückweichenden ab. Doch die Tapferkeit der Frau

rettete diesmal noch den Besitz des Ehepaares. Was mit offener Gewalt nicht erreicht worden war, sollte nun mit echt englischer Hinterlist vollendet werden. Der Geschäftsmann hatte seinen Kofsvorrat im Hofraum seiner Wohnung aufgestapelt. Kurze Zeit nach dem geschilderten Vorgange fand er unter den Kofz gemischt eine Anzahl Sprengkörper, wohl geeignet, sein ganzliches Hab und Gut zu zerstören. Da er auch sonst keinen Augenblick sicher war und sich nicht mehr auf die Straße trauen durfte, zog er in eine andere Gegend Londons, bis ihm die Regierung das Camp als Wohnung anwies.

Ein Bekannter von mir nannte mir einen „Herrn“, dessen Wohnung er mir auch mitteilte. Dieser Gentleman hatte ihm die runde Summe von 50 Pfund Sterling gleich 1000 Mark versprochen, wenn er eine Pöbelbande zusammenbringen, mit ihr umherziehen und die deutschen Geschäfte plündern würde. Er hatte aber geantwortet: „Nein, das tu ich nicht. Ich will mir keine Laus in den Pelz setzen. Übrigens haben mir diese Leute gar nichts getan.“ Ich bezweifle aber nicht, daß jener mehr als einen anderen gefunden hat, welcher sich den leichten Nebenverdienst verschaffen wollte. Ich weiß, daß wirklich Geldleute solche Banden organisiert haben, um deutsche Konkurrenzgeschäfte zu zerstören. Doch war im allgemeinen eine derartige Ausgabe gar nicht nötig, denn das Sprichwort hat recht: Verwandte Seelen finden sich zu Wasser und zu Lande.

Ein deutscher Delikateessenhändler, welcher außer seinem Hauptgeschäfte noch eine ganze Anzahl Filialen hat, mußte einen Teil der letzteren schließen. Um Leben und Geschäft zu retten, spendete er dem Londoner Roten Kreuz 2000 Pfund Sterling (40 000 M.); dies gab er durch Anschläge an den Schaufenstern

seiner Läden bekannt. Das half ihm dann auch. So-  
viel ich weiß, kann er heute noch sein Geschäft weiter-  
führen.

Anderen, die nicht in der Lage waren, so namhafte  
Opfer zu bringen, erging es weniger gut. Die meisten  
Zivilisten, welche interniert wurden, kamen in das Olym-  
pialager. Ein gewaltiges Gebäude, welches zum Abhalten  
großer Konzerte diente und wegen seiner großen Räum-  
lichkeiten auch zur Ausstellung der Hagenbedtschen Tier-  
sammlung und im Monat Juli jedes Jahres zu einer  
internationalen Pferdevorführung benutzt wurde, trug  
den Namen Olympia. Als man die ersten Internierten  
hier ablieferte, war nichts, aber auch gar nichts vorbereitet.  
Wochenlang mußten sie auf dem Fußboden schlafen, weil  
keine Bettstellen oder Matratzen vorhanden waren. Man  
schaffte zwar mit der Zeit Lagerstätten an. Da aber die  
Zahl der Gefangenen täglich lawinenartig answoll,  
nützten diese Säcke nur wenigen. Die meisten Olympia-  
gefangenen hatten vom August bis Oktober unter diesen  
Verhältnissen zu leiden. Die Unannehmlichkeiten dieses  
Lagerlebens wurden dadurch vermehrt, daß die Nahrung  
schlecht und unzureichend war. Auch die Behandlung  
war sehr schlecht. Die Zivilgefangenen wurden zum  
Steine klopfen verwendet. Da die meisten aus besseren  
Verhältnissen herausgerissen worden waren und ihren  
Lebensunterhalt nicht mit so grober Arbeit verdient  
hatten, sprang ihnen die Haut an den Händen, tiefe  
Wunden gruben sich in die Finger ein, von denen das  
Blut auf die Erde herabtropfte. Aber keine Abhilfe  
wurde getroffen. Ja, als ein gerecht denkendes Mitglied  
des Unterhauses den Premierminister Asquith öffentlich  
fragte, ob es wirklich wahr sei, daß deutsche Zivilgefangene  
zum Steine klopfen gezwungen würden, hatte dieser die



Stirne, zu sagen: „Mir ist nichts davon bewußt; die Behandlung ist tadellos!“

Einem der Wachtsoldaten ging bei einer Spielerei das Gewehr los. Die Patrone durchschlug die Zimmerdecke und verwundete einen Gefangenen schwer am Beine. Das war am Abend. Aber erst am nächsten Tage kam ein Arzt, um den Deutschen zu verbinden!

Da Olympia die Unmenge der Internierten nicht fassen konnte, wurde es nunmehr gewissermaßen als Sammelbassin benutzt. Von hier aus wurden einzelne Trupps auf Schiffen nach verschiedenen anderen Lagern abgeschoben, so nach Southend an der Themsemündung und nach Portsmouth. Doch auch da blühte ihnen das Los nicht lieblicher.

Besonders schlimm hatten es diejenigen, welche nach dem Newbury race course, dem Rennplatz von Newbury, gebracht worden waren. Sie mußten ein Lagerleben in des Wortes eigentlichster Bedeutung führen. Da es dort an massiven Bauwerken fehlte, wurden die Gefangenen auch während des bitter kalten Winters ohne genügend warme Kleidung in luftigen Zelten untergebracht. Sie haben entsetzlich gefroren. Man versagte ihnen Kochgeschirre. Sie erhielten ihr Mittagessen in der Regel erst nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, weil die Kartoffeln und sonstigen Zutaten erst sehr spät in das Lager geschafft wurden. Ob das aus bösem Willen oder mangelnder Organisation geschah, ist gleichgültig, denn beides wirkt kein gutes Licht auf die Engländer. Die Internierten von Newbury race course mußten dieselben Eimer, die ihnen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse (Urinieren usw.) dienten, als Waschgeschirr benutzen. Hier dürfte man wohl nur vom bösen Willen sprechen. Als Trinkgefäße gebrauchten sie, weil man ihnen Tassen und Gläser verweigerte,

Konservenbüchsen. Es regnete viel, und da man weiß, wie Rennbahnen in der Rennfläche, auf der sich das Lager befand, tiefer liegen und von aufsteigenden Rändern umgeben werden, so kann man sich leicht vorstellen, daß ein fußtiefer Morast entstand und die Zelte auch des Nachts über, da in ihnen geschlafen wurde, voll Wasser standen. Durch diese Masse entstand nicht nur eine große Unsauberkeit, auch der Gesundheitszustand mußte leiden. So geschah es denn, daß viele Internierte, welche jene Hölle auf Erden lebendig verlassen konnten, ihr ganzes Leben von Rheumatismus und Lungenleiden geplagt bleiben werden. Viele aber sind an typhusähnlichen und anderen ansteckenden Krankheiten gestorben, langsam hingemordet von der Hartherzigkeit Englands, ohne daß sie diesem nur den kleinsten Schaden zugefügt hätten. Schmach und Schande über das scheinheilige Volk!

Als die Verhältnisse zu sehr gen Himmel schrien, wurde das Lager schließlich aufgelöst und seine Insassen in anderen Camps untergebracht. Ich habe zum Glück das Newbury race course-Lager nicht selbst kennen gelernt, aber ich war späterhin mit solchen gemeinsam interniert, welche seine Qualen am eigenen Leibe erdulden mußten und den dortigen Aufenthalt in den düstersten Farben malten. Es waren gesundheitlich ruinierte Menschen!

Außer Männern und Frauen hatten auch die Kinder deutscher Eltern nach Kriegsausbruch viel von englischer Gemeinheit zu leiden! In England besteht die nachahmungswürdige Einrichtung, daß Kinder von hervorragenden Gaben und vorbildlichem Fleiße den scholarship bekommen, einen Ehrenpreis, den man etwa mit Stiftungsstelle übersetzen könnte. Sie erhalten nämlich das Recht, eine höhere Schule kostenlos besuchen zu dürfen; es wird ihnen nötigenfalls auch das Fahrge-  
ld

gegeben. Nach Kriegsausbruch wurde dieses Recht deutschen Kindern ohne weiteres entzogen. Der Tochter eines Kameraden war der Preis zugesprochen worden, sie erhielt ihn aber nicht, da Krieg gegen Deutschland geführt wurde. Andere, schon erwachsene Kinder deutscher Eltern wurden einfach von ihrer Stelle an Bank oder Post gejagt. Nur wenn die Eltern naturalisiert und über 25 Jahre im Lande waren, beließ man sie auf ihren Posten.

In den Schulen aber erzählten die Lehrer den Kindern von schauderhaften Schandtaten der deutschen Soldaten. Sie hätten wehrlose Frauen und Kinder aufgespießt, sie bei lebendigem Leibe hohnlachend in verschlossenen Häusern verbrannt uſw., kurz, die Deutschen seien allesamt Schweine. Die Folge davon war, daß englische Kinder die deutschen in der Schule anspuckten und prügeln. Da aber deutsche Jüngens auch im Auslande keine Feiglinge sind, wehrten sie sich und vermöbelten bisweilen ihre Angreifer weidlich. Die Lehrer nahmen offenkundig Partei gegen sie und zahlten ihnen die Prügel mit Zinsen heim, so daß viele deutsche Mütter ihre Kinder von den Schulen hinwegnehmen mußten.

### III

## Militärisches aus London.

Hatte, wie bereits erzählt, die Werbetätigkeit für das Englische Heer schon während der letzten Friedensmonate an Lebhaftigkeit bedeutend zugenommen, so stieg sie nach Kriegsausbruch ins Ungeheuerliche. Die Werbe-  
feldweibel tauchten in ihren roten Röcken und Schärpen, mit ihren Schildmützen und dem Spazierstocke, der meist einen silbernen Knopf trug, überall auf. Ihr Eifer war noch dadurch erhöht worden, daß sie nunmehr nicht nur eine Mark für jeden geworbenen Rekruten erhielten, sondern fünf, und daß auch ein Urlaub von drei Tagen für glückliche Werbetätigkeit gewährt wurde. Später ging der Preis, da die Einnahmen zu hoch wurden, wieder bis auf eine Mark herab.

Sie traten sehr zudringlich auf. Eine ihrer Lieblingsmethoden war, die jungen Leute, auf welche sie ihr Auge geworfen in einem public house mit Whisky und anderen berausgenden „drinks“ betrunken zu machen und ihnen in diesem Zustande den King's shilling, das Werbegeld, in die Hand zu drücken, dessen Annahme unweigerlich zum Militärdienste verpflichtet. Dann wurden die neubackenen Territorials am liebsten sofort in die town-hall des betreffenden Werbebezirks gebracht. Town-hall läßt sich mit Rathhaus, besser noch mit Stadthalle übersetzen. Die einzelnen Teile Londons sind selbständiger als die Viertel deutscher Großstädte, sie haben einen eigenen



Bürgermeister, der wiederum in seiner eigenen town-hall residirt. Alle Bürgermeister (mayors) stehen unter dem Oberbürgermeister dem lord-mayor.

Es fanden sich aber nicht genug Freiwillige. England wurde durch die Kriegslage gezwungen, nicht nur bis zum letzten Franzosen zu kämpfen, sondern die eigenen Leute in umfassenderer Weise an den Kämpfen teilnehmen zu lassen, als es beabsichtigt hatte. Darum wurde die Freiwilligkeit erst in einen gelinden, dann in einen stärkeren Zwang umgewandelt. Auf den Bahnhöfen, auch auf den Stationen der Untergrundbahn wurde aufgepaßt, und beim Verlassen der Züge mußten die Reisenden ihre Pässe vorzeigen. Wer keinen hatte, mußte unter Aufsicht von Soldaten und Polizisten auf der Station bleiben, bis seine Persönlichkeit festgestellt und die Frage nach seinem Militärverhältnis genügend beantwortet war. So geschah es in Goldesgreen dicht bei London, daß in der dortigen Station der Untergrundbahn alle männlichen Wesen, welche ankamen, in einen Schuppen eingepfercht wurden, der früher zum Unterstellen von Fahrrädern verwendet wurde. Sie blieben dort so lange, bis sie sich über ihre militärische Untüchtigkeit bzw. Unabkömmlichkeit ausgewiesen hatten. Konnten sie das nicht, so wurden sie Rekruten.

Freies England, was hatte der leichtsinnig begonnene Krieg aus dir gemacht! Den Militarismus Deutschlands wolltest du bekämpfen, fielst aber, den Satan mit dem Beelzebub vertreibend, selbst viel schlimmer in den eigenen Militarismus! In die Kinos und Theater drangen die Rekrutierungssergeanten und holten ihre Leute, vor den Fußballplätzen lauerten sie, bis die Spieler herauskamen, um sich ihrer zu bemächtigen. Die schönsten boxing matches (Boxkämpfe) wurden durch

auftauchende Unteroffiziere auf das empfindlichste gestört, und mancher, der sich bisher glücklich durchgeschwindelt hatte, wurde gepackt und festgehalten und mußte betäubten Herzens „in Patriotismus machen“.

Als es soweit gekommen war, konnten es die Deutschen, die sich noch der Freiheit, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade, erfreuten, gar nicht mehr wagen, sich auf den Straßen sehen zu lassen, geschweige denn, die Bahn zu benützen. Wohl hatten sie ihre Ausweise, aber wenn der prüfende Polizist auch nur ein Wort über ihr Deutschtum zu der Umgebung sagte, waren sie den stärksten Anpöbelungen, selbst tätlichen Angriffen ausgesetzt.

Besonders hervorgehoben sei auch, daß man an den • Geschäftsstellen, die den Familien der Internierten das Unterstützungsgeld auszahlten, unsere Frauen dazu überreden wollte, sie sollten uns Deutsche zum Eintritt in das englische Heer bewegen. Dann wären wir selbst freie geachtete Leute, und unsere Familien bekämen eine bessere Unterstützung. Ich könnte aber keinen Fall nennen, der Erfolg gehabt hätte. So war unter anderem auch ein Berliner Friseur interniert, welcher in der City sein eigenes Geschäft besessen hatte, es aber auflösen mußte. Dessen Frau erzählte bei einem Besuche im Lager, an der Amtsstelle, bei der sie ihre Unterstützung ausgezahlt erhalte, sei ihr genau vorgerechnet worden, daß sie wöchentlich 12 Mark mehr bekomme, wenn ihr Mann sich anwerben lasse. Jetzt erhalte sie 15, dann aber 27 Mark. Unser Leidensgenosse dachte zunächst, seine Frau, eine geborene Engländerin, mache Unsinn. Sie versicherte die Wahrheit ihrer Aussage und fügte hinzu: „Was soll ich denn dem Herrn sagen, wenn ich wieder hinkomme?“

„Sage nur, wenn sie etwas wollen, so sollen sie es mir persönlich schreiben, dann werde ich ihnen schon das Nötige antworten!“ Und zu uns gewendet, meinte er: „Das sollte mir lieb sein, wenn sie an mich schrieben, denn ich hätte dann etwas in den Händen und könnte schwarz auf weiß beweisen, was die Halunken vorhaben!“ Aber sie schrieben wohlweislich nicht.

In der zwischen der Aufgabe meiner Stellung und meiner Inhaftierung liegenden Zeit hatte ich nichts zu tun, und um mich zu zerstreuen, nahm ich oftmals einen meiner Jungen an die Hand und ging mit ihm nach den in der Nähe meiner Wohnung befindlichen Anlagen. Wir wohnten damals in Fulham, einer im Südwesten Londons gelegenen Vorstadt, und mein Weg führte mich daher regelmäßig nach der Putney heath; das waren ausgedehnte Anlagen mit weiten Plätzen für Fußballspiel usw. Dorthin kam ich eine Zeitlang fast täglich, um die Ausbildung der Rekruten zu beobachten, zu der diese Plätze verwendet wurden. Im Vergleich zu den Übungen deutscher Soldaten, die ich in der Heimat gesehen, fehlte Ordnung und Zucht fast völlig.

In Fulham hatte auch der Bischof von London seinen Wohnsitz. Auch sein umfassender Garten wies Plätze für Tennis, Criquet und Fußballspiel auf. Im Frieden hatte er diese den Schulen zur Verfügung gestellt, jetzt aber den Territorials überwiesen. Artillerie übte daselbst, und zwar wurden für sie Maultesel aus Algier eingeritten. Ein solches Durcheinander habe ich selten gesehen. Jeder Soldat, der da war, machte was er wollte. Ein Kommando war nicht zu vernehmen. Sie sprangen den noch wilden Tieren auf den Rücken, manche wurden sehr bald aus dem Sattel geworfen, manche behielten ihren Sitz längere Zeit, aber unter den lächerlichsten

Verrenkungen. Kurz, das Bild erinnerte mich an die Worte jenes Offiziers, der mir gesagt hatte: Mit euch Deutschen werden wir Engländer nicht allein fertig.

Als ein kleiner Beweis der Disziplinlosigkeit unter jenen Soldaten möge folgender von mir selbst beobachteter Vorgang hier seine Stelle finden: Ebenfalls in den Gärten des Bischofs wurde an Kanonen exerziert. Bei dem einen Geschütze, an dem 8—10 Mann tätig sein sollten, stand nur die Hälfte, die anderen hatten sich hinter ein Ankleidehäuschen zurückgezogen, um dort mit Penny's zu spielen. Dieses Spiel ist bei dem englischen Soldaten sehr beliebt; es kommt dabei auf die Geschicklichkeit an, mit der man die großen Kupfergeldstücke in einen auf den Erdboden gerichteten Ring wirft. Plötzlich ruft der Unteroffizier, alle sollten antreten. Bei den Spielern macht keiner Miene, dem Befehl nachzukommen. Noch einmal und lauter ruft der Vorgesetzte. Da sagten jene ganz gemüthlich: „Ja, ja, warte nur noch 'ne Minute, wir kommen gleich.“ Und tatsächlich wartete der Vorgesetzte. Ein solcher Vorgang ist auf einem deutschen Exerzierplatz doch einfach undenkbar.

In Chelsea, einer gleichfalls im Westen Londons gelegenen Vorstadt, wurde in der Nähe des großen Hospitals für Landsoldaten und in der Chelsea-Kaserne auch tüchtig geübt. Einzelne Truppenteile zogen regelmäßig über die Themsebrücke zum altehrwürdigen Chelseapark, um in diesem Lieblingsaufenthalte früherer Könige das Waffenhandwerk zu lernen. An Stelle von richtigen Gewehren aber wurden zum größten Theile solche von Holz, stellenweise auch Karabiner verwendet. Ein vorchriftsmäßiges Infanteriegewehr jedoch sah man nur selten, da nicht genug davon im Lande waren. Das ist auch ein Kennzeichen dafür, daß England, welches



doch mit allen Mitteln auf den Krieg hinarbeitete, nicht daran gedacht hatte, ihn mit eigenen Soldaten zu führen.

Trotzdem es für mich als Deutschen nicht ungefährlich war, mich in der Nähe übender Truppenteile aufzuhalten, denn man hätte mir, wenn ich als Deutscher erkannt worden wäre, unweigerlich den Prozeß als Spion gemacht, konnte ich es doch nicht unterlassen, meine Beobachtungen anzustellen. Daß ich immer meinen Jungen mit hatte, ließ mich als harmlosen Schlachtenbummler erscheinen.

So sah ich denn weiter, wie Schützengräben ausgeworfen und von Truppen bezogen wurden, wie diese auf Kommando herauskamen und einen Sturm markierten. Da gab es recht viele, die sich steif und ungeschickt benahmen, von den Brustwehren wieder in den Graben zurückfielen und von den Vorgesetzten deshalb mächtig angeschnauzt wurden. Dann ging es wieder in den Graben hinein, und der Sturmangriff begann von neuem.

Wunder nahm es mich, daß auch die jüngeren Offiziere in voller Öffentlichkeit Kniebeuge, Laufschrift und ähnliches üben mußten. Aber notwendig war es. Ich wünschte manchmal, daß ein deutscher Unteroffizier diese Herrchen einmal unter seine Zucht bekäme! Da hätten sie ihre Knochen aber anders zusammenreißen müssen. Überhaupt mutete mich das ganze bißchen Exerzieren wie eine Spielerei an. Es machte immer den Eindruck, als ob es jeder so bequem wie möglich haben wollte. Das einzig wirklich Kriegerische an der ganzen Sache waren die braunen Kasuniformen, welche an die Stelle der bunten Gewänder getreten waren, in denen sich die englischen Soldaten in Friedenszeiten zeigten. Bei dem Ausmarschieren und Üben, nach dem es sehr

bald wieder nach Hause ging, konnte ich nirgends die Bemerkung machen, daß ich wirklich tüchtige Soldaten vor mir hätte, und nach dem, was ich sah, war mir um mein Vaterland nicht bange. Bei regnerischem Wetter wurde fast nie ausgerückt.

In einem public-house belauschte ich einmal die Unterhaltung zweier Soldaten. Der eine sagte zum andern: „Was meinst du denn zu unserm Leutnant, wie der sagte: Wir wollen heute nicht ausmarschieren, weil es jeden Augenblick zu regnen anfangen kann; wir wollen es bis morgen lassen?“ Darauf antwortete der andere lachend: „Der Kerl paßt für uns. Er soll nur so bleiben!“

Gegen die gefürchteten Zeppelinangriffe suchte man die Hauptstadt möglichst zu schützen. Wie man die hervorragendsten Gebäude mit Sandsackpanzern bekleidete, werde ich später berichten. Hier sei nur erwähnt, daß, nachdem im Anfang der Luftabwehrdienst völlig versagt hatte, an vielen Stellen Abwehrkanonen und Scheinwerfer angebracht wurden, so auf dem finsternen Tower, innerhalb dessen Mauern schon so viel Blut geflossen und während des Krieges viele Deutsche als „Spione“ erschossen wurden. Aber auch die friedliche St. James-Kirche wurde bewaffnet. Im sogenannten Hyde Park Corner, einem Teile des berühmten Parks, der die erste Weltausstellung beherbergt hatte, befindet sich ein torbogenartiges Bauwerk, auf dessen Höhe ebenfalls ein Abwehrgeschütz und ein Scheinwerfer seinen Platz fand. Im Greenpark wurde zu diesem Behufe ein turmartiges Gestell neu erbaut. Kurz, London merkte sehr bald, daß Krieg war.

---

#### IV

### Interniert.

**M**eine Stellung in einem der besten Lokale Londons, die ich über zehn Jahre eingenommen und zur vollen Zufriedenheit meines Chefs sowie in freundschaftlichem Verkehr mit meinen englischen Kollegen ausgefüllt hatte, mußte ich, weil ich ein Deutscher war, am 17. Oktober 1914 aufgeben, hatte sie also immerhin trotz mancher Schwierigkeit zweieinhalb Monate lang halten können. Anderswo unterkommen zu wollen, wäre Wahnsinn gewesen, und ich mußte bummeln, was mir zeitlebens zuwider gewesen. Wohl ging ich meiner Frau zur Hand, wo ich nur konnte, und begleitete meine Jungen nachmittags in die Anlagen, aber mancher trübe Gedanke bedrückte mich, nicht am wenigsten der, daß ich mit den Meinen vom Spargeld lebte, ohne etwas dazu verdienen zu können.

In unserem Hause lebten wir sicher. Wir hatten unser Nest in einem Teile Londons gebaut, in dem kleine, nur von zwei bis drei Familien bewohnte Häuser vorherrschen. Unser Hauswirt, ein naturalisierter Böhme, der durch seinen Militärdienst in Indien und einen dreißigjährigen Aufenthalt in Britannien äußerlich ganz zum Engländer geworden war, hatte ein fühlendes Herz behalten und behandelte uns sehr anständig. Die dritte Partie wurde durch ihn in etwaigen Gelüsten, durch Deutschenquälerei

gefahrlosen und billigen Ruhm zu erwerben, in Schach gehalten.

Meine Frau, eine geborene Engländerin, wurde zwar von den Geschäftsleuten, bei denen sie unseren täglichen Bedarf deckte, nicht belästigt, wohl aber von den anderen daselbst verkehrenden Käufern. Nur ihre große Ruhe bewahrte sie bisweilen vor peinlichen Zwischenfällen, Zuletzt mußte sie aber doch ihre Wege weiter lenken nach Straßen, in denen es nicht bekannt war, daß sie, die Frau eines „blutigen Deutschen“, selbst auch zur „blutigen Deutschen“ geworden war.

So trüb die Zeit war, wir konnten doch noch beisammen sein und eins dem andern tragen helfen. Aber das längst Gefürchtete trat ein. Zwei Geheimpolizisten überbrachten mir in, wie ich rühmen muß, anständiger und höflicher Form den mündlichen Befehl, mich am 28. Juni 1915 morgens 8 Uhr mit Gepäck in der Polizeiwache meines Bezirks einzufinden, um mit anderen Deutschen in das Internierungslager gebracht zu werden.

Die kurze Zeit, die mir noch blieb, verging schnell im Beraten darüber, was ich wohl am besten brauchen könne und einpacken müsse. Bisweilen, mitten aus den sachlichen Erörterungen heraus, stürzte meine Frau an meinen Hals und schluchzte bitterlich. Selbst tief bewegt strich ich ihr über das liebe Haar und sagte leise: „Elizabeth, laß uns auf den vertrauen, der uns bisher geholfen; er wird auch weiter helfen!“ Und er hat unser Vertrauen nicht getäuscht.

Die helle Morgen Sonne vergoldete unser trauliches Wohnstübchen, in dem wir so glücklich gewesen waren. Immer noch einmal drückte ich mein Weib an mich und hob meine Jungen an mein Herz. Wie schwer war es doch, so auseinandergerissen zu werden! Wer konnte



sagen, auf wie lange Zeit sich unsere Wege teilten und welchem Schicksal wir entgegengingen! Aber ich preßte die Zähne aufeinander und riß mich los. Meine Brüder standen im Felde, und ihre Frauen waren auch allein zu Hause. Warum sollte ich es besser haben?! Nur meine Frau tat mir leid. Während in der Heimat alle einander verstehen und das gemeinsam getragene Leid leichter ist, war meine Frau durch die Heirat mit mir von ihrem Volke losgelöst wie ein Blatt von seinem Baume, und im eignen Vaterlande galt sie als Fremde. Wie schwer würde ihr das Leben, wenn ich nicht bei ihr war. Arme Elizabeth!

In der Wache sammelten sich nach und nach etwa vierzig Deutsche, darunter zu meiner Freude einige meiner Freunde. Flüsternd unterhielten wir uns, bis wir in einen Autoomnibus verladen wurden. Bewacht von einer Anzahl Policemens, die in ihren breitkrempigen Helmen und mit der Browningpistole in der Gürteltasche einen bärbeißigen Eindruck machten, fuhren wir in großer Schnelligkeit durch winklige Straßen, über breite Plätze, wir wußten nicht wohin. Zum Glück blieben wir in London. Der Norden der Stadt war unser Ziel.

Vor einem sich mitten aus dem Straßengewirr erhebenden, langen, dreistöckigen, nicht unfreundlich anmutenden Gebäude hielten wir. Es hatte bisher als Armenhaus gedient. In London hat jedes Viertel sein besonderes Armenhaus, das meist in seiner ganzen Art mehr an unsere Altersheime erinnert, als an die nüchternen Armenhäuser, die ich in Deutschland gesehen.

Klirrend wurde das Gartentor aufgeschlossen. Wir wurden hindurchgeführt. 4 m weiter war ein etwa 4 m hoher Stacheldrahtzaun zu passieren, der, mit einer

großen Zahl Klingeln behängt, uns von einer etwaigen Flucht zurückschrecken sollte. Er dient aber vielmehr zu unserem Vergnügen, denn der Wind und die Zweige der neben ihm stehenden Bäume ließen die Warnungsglocken oft Tag und Nacht ertönen, so daß die Schutzleute, wenn sie ihres Amtes hätten mit Gewissenhaftigkeit walten wollen, nicht zu Atem gekommen wären. Dann ging es durch den Garten in das Haus hinein.

Hier wurden wir von unseren Leidensgenossen empfangen, welche zwei Tage vorher, nachdem die Armen in andere Anstalten verteilt worden waren, das Lager eröffnet hatten. Ein Wachtmeister, der sich in der Rolle eines Sklavenhalters sehr zu gefallen schien, übernahm uns. Es war ein ungemein widriger Patron. Von mittelgroßer Gestalt, hatte er brandrotes Haar, sein knochiges Rußknäcker Gesicht wurde von einem Schnurrbart verunziert, der an eine sehr abgebrauchte Zahnbürste erinnerte. Seinem Äußeren entsprach das Innere. Vielleicht fühlte er sich als Ire verdächtig und bemühte sich deshalb, seinen Patriotismus durch ein möglichst gemeines Anschauzen der Gefangenen zu beweisen.

Unter seiner Leitung begann die Untersuchung. Der Inhalt unserer Koffer wurde rücksichtslos herausgerissen und durchwühlt. Vieles, was unseren Wächtern in die Augen stach, verschwand in ihren Taschen. Mir selbst wurde geraubt: ein Füllfederhalter, drei Bleistifte, Schreibpapier, sechs Stückchen Seife, Eßlöffel, Gabel, Messer, ein Spiegel, einige Bücher usw. Gewiß hätten wir uns durch den Spiegel heliographisch mit Zeppe-  
linen verständigen können, das Eßbesteck konnte in der Hand verzweifelnder Gefangener zur furchtbaren Waffe werden, mit dem Schreibmaterial konnten wir der Spionage dienen. Aber wie konnte meine Seife zum



Untergange Englands beitragen? Und erst mein harmloser Kamm, der mit verschwand! Sollte er für einen Teil eines Maschinengewehrs angesehen worden sein? Meinten die Vertreter der höchsten Kultur, Gefangene brauchten sich nicht zu waschen oder zu kämmen? Nichts von alledem! Nach etwa acht Tagen durften wir ähnliche Gegenstände in der von einem Engländer geleiteten Kantine bewundern. Dort war ein kleiner Kaufmannsladen eingerichtet worden, in dem wir für unser schweres Geld Ersatz für unser Eigentum erstehen konnten. Die ganze Sache lief also auf eine Erpressung an armen Gefangenen und die Bereicherung englischer Polizisten und Kantinenhalter hinaus.

Nun ging es in ein großes Zimmer zur Leibesvisitation. Der Reihe nach mußten wir die Hände hochheben, und zwei Polizisten räumten uns die Taschen aus. Wer über 20 Mark Geld hatte, mußte den Überschuß abliefern, konnte aber, so lange sein Geld anhielt, jede Woche 20 Mark vom Schreiber erheben. Im übrigen aber war dieselbe Räuberei im Schwunge wie vorher bei der Kofferuntersuchung. Als ich sah, wie es meinen Vordermännern erging, brachte ich Taschenmesser, Scheere, Geld, Papiere usw. heimlich in meinem Überzieher unter, diesen legte ich auf meinen Koffer und konnte so doch etwas von dem Meinen retten.

Dann wurden uns unsere Schlafräume angewiesen, und wir durften uns als wohlbestallte Bewohner des Camps einrichten, so gut oder so schlecht es ging. Zu unserer Genugtuung kam übrigens der Wachtmeister nach einem Vierteljahre fort und machte einem Manne Platz, der sich in der Überzeugung, daß man im Guten an den Gefangenen recht hübsch verdienen könne, ganz anders zu uns stellte.

Unser Islington-Camp hatte den empfindlichen Nachteil, daß in ihm der Zug nie aufhörte. Doch waren die Räume hoch und freundlich, zumal nachdem wir sie selbst mit Bildern und sonstigen kleinen Luxusgegenständen geschmückt hatten. Die Speisehalle reichte für uns 800 Mann vollkommen und war schön wie in keinem anderen Lager. Die Tagesräume waren mit Tischen, Stühlen und Bänken ausgestattet; wer einen Lehnstuhl, Polsterstuhl usw. haben wollte, konnte sich ihn verschaffen. Die Betten waren gut, etliche Reformbetten fanden sich auch vor. Jeder hatte zwei saubere Bettlaken, wollene Tücher und eine weiße Bettdecke. Auch konnte man sein Eigentumsbett in das Lager bringen lassen. Natürlich mußten wir die Räume und Betten selbst instand halten. In der großen Wäscherei der Anstalt war bald eine Anzahl Gefangene tätig.

Morgens 7 Uhr gab eine Glocke das Zeichen zum Aufstehen, abends 9, später  $1\frac{1}{2}$  10, zum Niederlegen. Die Verköstigung war so gering, daß man ohne Nachhilfe nicht bestehen konnte. Morgens gab es  $\frac{3}{4}$  l Kaffee, der oft nichts weniger als gut war, dazu ein paar Scheibchen Brot und eine halbe Unze, das sind 14 g, Margarine. Mittags erhielten wir Fleisch mit Kartoffeln und Tunkte. Gemüse mußte man für eigenes Geld erstehen. Hammelfleisch war meist genießbar, Schweinefleisch bisweilen gut, öfter aber kaum zu verzehren, und das Rindfleisch wäre von unseren Schuhmachern als vollwertiger Lederersatz willkommen geheißen worden. Als im Frühsommer 1916 unsere U-Boote eine Zeitlang eine rege Tätigkeit entwickelten, gab es nur das allerzäheste Rindfleisch, und die Engländer riefen uns zu: „Das ist die Schuld eurer eignen Landsleute; so lange sie keine Schiffe zu uns lassen, könnt ihr nichts anderes zu fressen bekommen!“

Abends wurde Tee mit Brot und Margarine in derselben Fülle gereicht wie am Morgen. Nach vier bis fünf Monaten hatten wir es durch Beschwerden erreicht, daß insofern eine Besserung eintrat, als wir abends zur Abwechselung dann und wann eine Tasse Kakao, einen Teller Suppe oder ein Stückchen Käse schlemmen konnten. Wer Geld hatte und wöchentlich 20—40 Mark vertun konnte, hatte Gelegenheit, recht gut zu leben.

Die Insassen des Lagers waren, wie man sich denken kann, bunt zusammengewürfelt. Geschäftsleute jeden Ranges trafen sich mit Gelehrten und Künstlern. Schuhmacher, Schneider, Tischler, Schlosser, Bankiers, Elektrotechniker, Uhrmacher und verschiedene andere waren vertreten. Demgemäß war auch die Beschäftigung sehr verschieden. Wir wurden nicht zu irgendwelcher Arbeit gezwungen, wenn wir auch aufgefordert wurden, für das englische Rote Kreuz gegen Bezahlung Scheeren, Instrumente, Krankenbetten, kleine Tische usw. anzufertigen, und mancher Handwerker auf diese Weise seine Lage verbesserte. Doch überließen wir uns nicht dem Müßiggange. Es wurden Unterrichtsgänge im Spanischen, Französischen, in Stenographie usw. eingerichtet. Eine Handfertigkeitsschule gab auch mir Gelegenheit, Holzschnitzereien, Knüpf- und Einlegearbeiten anzufertigen. Diese fanden in der Stadt trotz des in allen Läden aushängenden Verbotes, deutsche Waren zu verkaufen, und trotz der unaufhörlichen Hetzereien in den Zeitungen, sehr gut Absatz und gaben so reichlichen Verdienst.

Auch sonst konnte das deutsche Organisationstalent trotz mancher Schwierigkeit und nach verschiedenen Fehlschlägen reiche Triumphe feiern. Der englische Kantinenwirt, von dessen Menschenfreundlichkeit ich bereits er-

zählte, begnügte sich nicht damit, uns aufs frechste zu beschimpfen, er verlangte auch Schwindelpreise. J. B. forderte er für Marmelade, die in London 45—60 Pfennige kostete, 90 Pfennig bis 1 Mark. Wir beschlossen, dies nicht zu dulden und wandten uns an unseren obersten Vorgesetzten, den Major. Dieser, ein ziemlich schneidiger Herr, hatte lange als Offizier in Indien gedient und von dort als Andenken einen manchmal stärker, manchmal schwächer auftretenden Tropenkoller mitgebracht, war also sehr launenhaft. Wenn man etwas von ihm erreichen wollte, galt es, eine günstige Stunde zu treffen. Und die hatten wir auch manchmal. Auf unsere Bitte, den Kontinentwirt zu entfernen, weil nur dadurch der Ausbruch einer Empörung verhindert werden könnte, mußte der Angeklagte im Oktober 1915 mit Sack und Pack davon. Wir hatten unterdessen, um Ordnung unter uns zu erhalten, uns freiwillig organisiert. Wir wählten als gute Deutsche keinen Präsidenten, sondern einen „Oberhäuptling“, von den Engländern Chief Captain genannt, dem verschiedene Ausschüsse (Theater-, Varieté- usw. Ausschüsse) und etwa 20 Häuptlinge untergeordnet waren. Unser erster Oberhäuptling bedeutete einen argen Mißgriff. Er wurde allgemein als „großer Hanswurst“ bezeichnet, ließ sich von den Engländern zu viel bieten, und ohne Widerstand nahm er so manche Anordnung hin, die uns lästig und beschwerlich war. Seine Herrlichkeit währte darum auch nicht lange. In einer wildbewegten Sitzung wurde ihm die Wahrheit ganz gehörig gesagt und er selbst seines Amtes enthoben.

Der Neugewählte war für seinen Posten nach allen Seiten vorzüglich geeignet. Als bisheriger Geschäftsführer des großen Charing-Cross-Hotels in London brachte



Herr J. die nötige Sachkenntnis mit. Auch hatte er eine glückliche Hand bei allem, was er einrichtete. Und so bildeten wir bald ein geordnetes Staatswesen. Unsere Dankbarkeit und Liebe bewiesen wir Herrn J. bei seinem 53. Geburtstage durch Überreichung einer großen, herrlichen Standuhr und einer von einem mit internierten Kunstmaler entworfenen Adresse. Er war durch diesen Liebesbeweis zu Tränen gerührt. Alle vierzehn Tage fand Volksversammlung statt, welche die Gewalt hatte, unfähige Häuptlinge von ihrem Thron verschwinden zu lassen, öfter tagten die Häuptlinge. Die Ausschüsse bekamen den nötigen Schwung und sorgten für die gemeinsame Kasse. Zumal der Arbeitsauschuß war ein guter Griff. Wer sich zur Arbeit in Küche und Waschanstalt, zum Scheuern, Reinigen usw. zur Verfügung stellte, wurde bezahlt. So konnte ich denn auch davon absehen, mir von meiner Frau Geld ins Gefangenenlager bringen zu lassen und verdiente außer durch die Schnitzereien noch durch häusliche Arbeit wöchentlich 10—15 Mark, so daß ich mich menschenwürdig ernähren konnte.

Wo kam das Geld aber her? Küche und Kantine warfen unter der neuen Leitung einen erklecklichen Reingewinn ab. Die Aufführungen, von denen später noch die Rede sein soll, ergaben Gewinn durch die Eintrittsgelder. Da die Schlafräume verschieden groß waren, mußten diejenigen, welches ein eigenes Schlafstübchen für sich allein haben oder es nur mit einem Freunde teilen wollten, 10—20 Mark wöchentlich in die gemeinsame Kasse zahlen. In Räumen mit 4—6 Betten war es billiger, in Schlafzimmern mit 10—25 Betten war gar kein Beitrag zu entrichten.

Infolge der guten Leitung durch den neuen Oberhäuptling war unser sogenannter Generalfonds so gut

bestellt, daß einem jeden der 750—800 Gefangenen aus ihm alle drei Monate 10 Mark ausgezahlt werden konnten.

Unsere Häuptlinge waren auch bei unseren englischen Aufsehern anerkannt, so daß ihre Autorität von diesen unterstützt wurde. Unter der großen Anzahl von Inhaftierten waren natürlich auch widerspenstige Elemente, die sich der Ordnung nicht fügen wollten. Beschwerte sich ein Häuptling über solch einen Menschen, wurde letzterer in ein anderes Lager versetzt.

Obgleich wir genau wußten, daß alle unsere Briefe durch die Zensur gingen, waren manche doch unvorsichtig genug, sich in ihnen über das Essen, die Behandlung usw. zu beklagen. Dann sagte der Major ruhig: „Wenn es Ihnen hier nicht paßt, gehen Sie weg.“ Bald erschienen in solch einem Falle zwei Soldaten mit auf-gepflanztem Bajonett und führten den Missetäter ab. An einem einzigen Tage wurden einmal nicht weniger als zehn Deutsche fortgebracht, weil der Inhalt ihrer Briefe beanstandet wurde. Begreiflich, aber töricht war es von einem unter ihnen, zu schreiben: „Hoffentlich haut ihr ihnen die Jacke voll, daß es bald vorbei ist.“ Ein anderer hatte in einem Briefe an seinen in Flandern an der Front stehenden Bruder die Engländer „Halunken“ genannt und Ausdrücke gebraucht, die nicht wiederzugeben sind. Denken hätte er ja können, was er wollte, und untereinander machten wir aus unseren Herzen keine Mördergrube. Aber bei einiger Überlegung hätte sich der Brausekopf vorher sagen müssen, daß Albion auf solche Schmeicheleien sauer reagieren würde!

Daß wir uns, der Freiheit beraubt, nicht wohl fühlten, kann man sich vorstellen, aber wie schrecklich es ist, im feindlichen Lande von den Lieben getrennt, durch herz-



lose Polizisten bewacht, nicht zur Heimat zurückzukönnen, weiß nur, wer es selbst erlebt hat. So manches liebe Mal dachten wir an die unglückliche Maria Stuart, die ja auch die Härte englischer Gefangenschaft erdulden mußte, und seufzten mit ihr: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte, wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte, grüßet mir alle mein Heimatland!“

Wir waren in Gefahr stumpfsinnig zu werden. Vermögensverlust, Ärger über die Beschimpfungen, Sorge um die Lieben, unaufhörliches Grübeln über unser Schicksal, Gesundheitsstörungen infolge der veränderten Lebensweise, das alles war für manchen zu viel.

So galt es denn, die Gedanken auf andere Wege zu bringen und für Zerstreuungen zu sorgen. An regnerischen Tagen und abends wurde gespielt. Neben Schach und Dame durfte natürlich der Skat nicht fehlen, aber auch Whist und Bridge, Spiele, welche wir erst in England gelernt hatten, fanden ihre Anhänger. Auch einige Billards hatten wir gegen Kautionstellung zu erhalten gewußt. Bei günstiger Witterung trieben wir im Garten Sport, spielten Tennis und vergnügten uns auf einer selbstgebauten Regelbahn. Rauchen durften wir, wenn wir etwas Rauchbares hatten, und mancher Gefangene, welcher aus der Heimat eine Kiste Zigarren bekommen hatte, trieb einen schwunghaften Handel, um sich für den Erlös etwas Sättigendes zu erstehen. Spirituosen waren verboten, doch alkoholfreies Bier lieferte die Kantine.

Von Zeitungen durften wir natürlich nur englische in die Hand bekommen. Unserer Bücher waren wir beim Eintritt ins Lager beraubt worden. Einem meiner Freunde, der unter anderem auch um eine Schreibmappe im Werte von 35 Mark kam, nahm man seine deutsche Bibel weg, die ihm doppelt wert war, da seine Schwester

sie ihm als Geschenk für die Fremde mitgegeben hatte. Er versuchte alles mögliche, sie wieder zu erhalten, aber vergebens. Er empfing stets dieselbe Antwort: „Das gibt's nicht, Bücher dürft ihr nicht führen!“ Das geschah auch nur aus Schikane (für eine derartige Gesinnungsart ist ein deutsches Wort zu schade), denn zwei Monate später verfügte unser Lager über eine ziemlich stattliche Sammlung lehrhafter und unterhaltender Bücher in deutscher, französischer und englischer Sprache.

Daß unsere Theatervorstellungen und Varietéabende viel zu unserer Aufmunterung beitrugen und stets eine große Zahl von Mitgefangenen in dem Speisesaale versammelten, wird man mir gern glauben. Erschien doch bei solchen Veranlassungen öfter auch unser gestrenger Major mit seiner Gattin, und seinen Kindern. Er war dann der lebenswürdige Gentleman, der uns mit einem leutseligen: „Guten Abend, meine Herren!“ begrüßte. Auch unser zweiter Vorgesetzter, der Armenhausverwalter, dem mit seinen Schreibern die Buchführung übertragen war, pflegte sich einzufinden, die letzte Zeit, da er zum Heeresdienste eingezogen war, sogar in Leutnantsuniform. Ihn begleitete seine Frau, die sogenannte Hausdame, welche es den Gefangenen gern gestattete, in dem ihr gehörenden Garten, natürlich zum Vortheile der Dame, sich nützlich zu betätigen. — Auch unsere Musikkapelle wie unser Sängerkhor tauschten uns über viele trüben Stunden hinweg, so daß das Leben verhältnismäßig erträglicher war, als in anderen Gefangenenlagern. Namentlich hatten es die wirklichen Kriegsgefangenen nirgends so gut als wir.

Stärkend waren für uns auch die Sonntage. Über dem Speisesaal befand sich ein kleinerer Kirchensaal mit einer schönen Orgel, in dem allsonntäglich ein englischer

Geistlicher von  $\frac{3}{4}$  10 bis 11 Uhr Gottesdienst abhielt. Der Mann entwickelte in seinen Predigten ganz gesunde Ansichten, denn des öfteren sagte er, es sei Torheit, uns in dem Gefangenenlager festzuhalten, denn wir seien an dem Kriege unschuldig, aber die Regierung wolle es einmal so haben, und da sei nichts zu machen.

Einmal in jedem Monat durfte an seiner Stelle der deutsche Pastor Göhring uns Gottesdienst halten. Das war doch noch ganz anders: Dann war der Kirchenaal zu klein, denn kaum einer schloß sich aus, und der Speisesaal wurde zur Kirche. Er verstand es, uns immer wieder Mut einzuflößen und das Gottvertrauen zu stärken. Ausdauer heißt es hier, rief er uns mehr als einmal zu. Er verwandte sich für uns, wo er konnte. Wir liebten ihn auch sehr, und die Woche über hieß es schon: „Am Sonntag kommt unser Freund zu uns!“ Auch das Heilige Abendmahl empfangen wir aus seiner Hand. Ich habe viel aus seinen Predigten in mein Tagebuch niedergeschrieben und würde es so gern wiedergeben, aber ehe ich das Lager verließ, mußte ich alles Geschriebene verbrennen.

Jeder Gefangene durfte einmal wöchentlich Besuch empfangen und zwar eine Stunde lang. Es geschah dies abwechselnd jeden Tag nachmittags von 1 bis 5 Uhr. Jeder Besucher sollte auf Konterbande untersucht werden, was auch geschah, wenn der Major gerade unsern der Tür war. Befand er sich nicht in der Nähe, drückten die Polizisten gern ein Auge zu, denn sie erhielten von jedem Besucher ein anständiges Trinkgeld. Nach dem Sprichwort: Neue Besen kehren gut! suchten wohl einige, die im Laufe der Zeit bei uns neu antraten, im Gefühle ihrer Wichtigkeit scharf aufzutreten, aber ihre eigenen Kollegen sagten ihnen: „Das darfst du nicht

machen, denn da verdienst du nichts.“ Erlaubt war das Mitbringen von Kuchen, Eiern, Speck, Wurst, Wäsche, Tabak usw., verboten hingegen Spirituosen jeder Art. Doch wurde dieses Verbot bisweilen übertreten. Manche Besucher hatten Glück, manche nicht, und dann hatten die Polizisten etwas zu trinken. Wir konnten unseren Besuch in den Tageszimmern, bei schönem Wetter auch im Garten empfangen.

Eine liebe Abwechslung bot uns das Weihnachtsfest. Wir durften den Speisesaal mit Flaggen zieren, und die Hausdame ließ uns Papiergewinde. Ein großer, reichgeschmückter Christbaum war aufgestellt, und Weib und Kind durften zu uns in den Festsaal. Sonst wäre es für uns ja auch kein rechtes Weihnachten gewesen! Natürlich konnten nicht alle auf einmal geladen werden, Der Saal wäre viel zu klein gewesen. Und so wurde die Weihnachtsbescherung an drei Tagen von 2 bis 5 Uhr jedesmal für andere gehalten. Aus unserer Kasse, nicht etwa durch die Großmut unserer Feinde, empfangen unsere Kinder Äpfel, Nüsse und ein Schächtelchen Schokolade. Auch Spielzeug ward ihnen geschenkt, das wir vorher in unserer Schnitzschule angefertigt hatten, und die verschiedenen Lokomotiven, Kanonen, Soldaten, wie die sauber polierten Zigarren- und Handschuhkästen usw. für Erwachsene vervollständigten den Eindruck des deutschen Weihnachtsfestes. Zur leiblichen Erquickung konnte man für sich und die Seinen aus der Kantine Kaffee und Kuchen erstehen. Deutsche Weihnachtslieder brausten durch den Saal, und über die Wangen perlten Tränen tiefen Heimwehs. Am meisten packte es diejenigen von uns, die erst vor kurzem hinüber gekommen waren. Aber auch wir anderen waren einig in dem Wunsche: Nach Hause!



Das Christfest hatte uns unsere Zugehörigkeit zum lieben deutschen Vaterlande wieder so eindringlich ins Herz geschrieben, daß wir die ganze Woche bis zum neuen Jahre uns am Singen deutscher Lieder nicht genug tun konnten.

Auch Kaisers Geburtstag feierten wir mit Stolz und Freude. Ohne die Erlaubnis unseres gestrengen Kommandanten einzuholen, sangen wir dabei „Deutschland, Deutschland über alles“ und die Wacht am Rhein. Zornentbrannt ließ er uns durch einen unserer Sklavenvögte sagen: „Wer nicht bald aufhört, muß ins Bett!“ Wir ließen uns in unserer Begeisterung nicht stören und sangen weiter. Der hinkende Bote aber kam nach. Der Major hatte uns unseren Ungehorsam nachgetragen, und als wir wieder ein Fest feiern wollten, gab es schon um 10 und nicht erst um 11 Uhr, wie bisher bei besonderen Gelegenheiten, Polizeistunde. Aber wir ertrugen das Unvermeidliche mit Würde.

Soll ich zum Schlusse des Kapitels noch etwas über unseren Gesundheitszustand sagen? In der ersten Zeit des Lagerlebens hatten sehr viele von uns unter der veränderten Lebensweise und Ernährung gar viel zu leiden. Die Verdauung wurde träge, so daß einzelne selbst an Bruchleiden erkrankten. Diese und andere ernstliche Patienten wurden in das deutsche Hospital übergeführt. Für Revierfranke waren im Lager zwei Krankenzimmer vorhanden. Ein englischer Arzt kam täglich ein- bis zweimal. Es mochte wohl ein wirklicher Arzt sein, wenn ich auch sein Doktordiplom nicht gesehen habe, aber wir nannten ihn allgemein den Tierarzt, weil er uns nicht wie Menschen behandelte. Vor seiner Kunst hatte auch keiner von uns besondere Hochachtung, denn immer verordnete er dieselbe Medizin, mochte einer nun Kopf-

schmerzen haben oder mochte ihm die große Zehe weh tun, oder mochte er nur mal aus Langerweile das Krankenzimmer aufgesucht haben. Wir waren davon überzeugt, daß viele englische Soldaten, die gerettet werden konnten, dem Tode überliefert wären, wenn an der britischen Front keine besseren Ärzte waren. Über das Lazarettssystem und über manches andere hatten wir uns verschiedene Male bei dem amerikanischen Botschafter in London beschwert, welcher die Vertretung der deutschen Interessen übernommen hatte. So ließ das Essen oft zu wünschen übrig; die Metallteller und Trinknäpfe hatten durch den langen Gebrauch den größten Teil ihrer Emaille verloren uſw. Aber der Herr Amerikaner, ein sehr englisch gesinnter Mann, hatte taube Ohren, kümmerte sich nicht um uns und kam nicht in unser Lager. Wir gründeten einen Beschwerdeausschuß, dem unter anderen ein Bankdirektor und andere höherstehende Persönlichkeiten angehörten. Sie verfaßten eine Beschwerdeschrift, welche in zwei Exemplaren an den Botschafter abging, das eine sollte er selbst behalten, das andere der deutschen Regierung zur Kenntnissnahme zugehen lassen. Da teilte er uns mit, daß er dazu keine Veranlassung habe und berichte, was er wolle. Aber er sandte doch wenigstens einen seiner Schreiber, der mit uns über unsere Beschwerden verhandeln sollte. Er konnte uns aber keine Auskunft erteilen und gab uns nur den Rat, uns an die englische Regierung zu wenden. Daraufhin sagten wir ihm frei von der Leber weg, was wir dachten. Amerika habe die Pflicht, uns zu vertreten, wenn es dies einmal versprochen habe. Der Botschafter solle sich ein Beispiel an seinem Kollegen in Berlin nehmen, welcher die gefangenen Engländer in Deutschland oft besuche und freundlichst für sie Sorge. Der Lon-



doner Botschafter Amerikas aber kümmere sich den Teufel um seine Pflichten gegen uns. Doch auch das war verlorene Liebesmühe. Es blieb alles beim Alten.

Dreimal während meiner Gefangenschaft bekam ich Urlaub, das Lager zu verlassen, einmal, um meinen kranken Ältesten in das Krankenhaus zu bringen, die beiden anderen Male, um meiner Frau beim Umzuge behilflich sein zu können. Aber diese Vergünstigungen verdankte ich nur der Bekanntschaft mit einem höheren Polizeibeamten. Ebenso hatte er zu seinen Leuten bei meiner Inhaftierung gesagt: „Gebt Höpfner drei bis vier Tage Zeit“, so daß ich zur Vorbereitung einen Zeitraum von Donnerstag abend bis zum Morgen des Montag hatte. Viele meiner Leidensgenossen waren unmittelbar aus den Betten geholt und auf wenig entgegenkommende Weise in das Lager gebracht worden. Da sollen sich traurige Szenen abgespielt haben.

---

## Zeppeline über dir, London!

Schon während ich mich noch der Freiheit erfreute, wurden die ersten Lustangriffe auf Englands Hauptstadt unternommen. City wird die innere, Metropole die ganze Stadt London genannt. Wir konnten sie nicht beobachten, denn wir Deutschen mußten bereits um 9 Uhr die Straßen verlassen haben und in unserer Wohnung sein. Auch war strenger Befehl ergangen, abends die Fenster dicht zu verhängen. Wir wagten es selbst bei großer Unruhe auf der Straße nicht, einen neugierigen Blick hinaus zu tun, da man schweren Unannehmlichkeiten ausgesetzt war, wenn dies bemerkt wurde.

So wohnte ganz in unserer Nähe ein aus seiner Heimat geflüchteter belgischer Professor mit seiner Familie, im ganzen sieben Personen, bei einer deutschen Hausbesitzerin. Er mußte also nach der Meinung der Umwohner auch ein Deutscher sein. Nun waren diese Belgier im Gegensatz zum englischen Phlegma von einer geradezu französischen Lebhaftigkeit. Der Professor, ein äußerst netter, kleiner Mann mit großem Vollbarte, hing sehr an seinen Kindern, wie diese an ihm. Wenn er ausging, beugten sie sich zum Fenster der im dritten Stock gelegenen Wohnung hinaus, winkten mit Händen und Tüchern und riefen ihm laute Abschiedsgrüße nach, welche der Professor erwiderte. Ebenso unterhielt sich die Familie bisweilen von ihrer Wohnung aus mit vorübergehenden belgischen Freunden.

Die englische Spionenfurcht schloß ohne weiteres: das müssen Signale sein, und wir müssen herausbekommen, was dahinter steckt. Ein Special-policeman wurde beauftragt, das Haus zu bewachen. Diese Sorte von Polizisten sind Leute, die sich der Regierung freiwillig zur Verfügung gestellt haben und an ihrem gewöhnlichen Zivilanzug als Kennzeichen nur eine Armbinde tragen. Er konnte aber natürlich nichts entdecken.

Jetzt wandte sich der Groll der Umgegend der Hausbesitzerin zu, die jenen Belgiern Unterkunft gewährte. Sie wurde auf die verschiedenste Weise belästigt. Unter anderem erhielt sie anonyme Briefe des Inhalts, daß sie überhaupt kein Recht habe, in England zu wohnen; wenn sie nicht bald fortziehe, werde ihr Haus demoliert. Auf meinen Rat wendete sie sich an einen Detektiv mit der Bitte um Hilfe.

„Ich kann da nichts machen, schreiben Sie an Scotland-Yard“, war seine Antwort. Scotland-Yard ist die wichtigste Abteilung der gesamten Londoner Polizei. Ihre Station liegt zwischen dem Parlament und dem alten Stuartpalaste Whitehall. Ihrem Schutze sind die königlichen Schlösser, Theater, Parks und Museen unterstellt, sie hat demgemäß auch die gebildetsten und schönsten wie größten Polizisten. Sie ist aber auch die oberste Kriminalbehörde. Diese versprach Nachforschungen, konnte oder wollte aber nichts finden, und der Erfolg war der, daß die bedauernswerte Frau am 14. Dezember 1915 England verlassen mußte und um ihr Haus kam.

Konnten wir nun auch die Angriffe der Zeppeline zunächst nicht selbst beobachten, denn der Gefahr, ins Gefängnis zu wandern, wollten wir uns nicht aussetzen, so sahen wir doch die materiellen und moralischen Wirkungen unserer Luftkreuzer. Schon der gewaltige dumpfe Pauken-

schlag der explodierenden Bomben und das Erzittern der Gebäude sagte uns, daß ungeheure Zerstörungen angerichtet sein mußten. Die Wände und Mauern erbeben selbst dann noch, wenn eine Bombe in der Entfernung von zehn Meilen eingeschlagen hatte (die englische Meile hat rund 1,6 km), und in der Nachbarschaft des Einschlagpunktes zersprangen die Fensterscheiben in einem Umkreise von 400 m. Die getroffenen Häuser, teilweise ganze Häuserreihen, sahen geradezu schauerhaft aus; sie waren meist Ruinen in des Wortes verwegenster Bedeutung. Ein englischer Arzt war zu seinem Glück in einer Zeppelin-nacht der Einladung einer befreundeten Familie gefolgt. Als er heimkehren wollte, fand er an Stelle seines Hauses einen wüsten Schutt- und Trümmerhaufen vor. Ähnlich erging es einem Fleischermeister in Poplar.

Allerdings wurde auch das Gasthaus „Zum lahmen Pferd“ in der City durch einen Bombenwurf zerstört; es war das Eigentum eines Deutschen, der es aber bereits verlassen hatte. Es ist ja auch ziemlich gleich, ob das Haus der Wut der Londoner oder einem Zeppelin zum Opfer fiel. In letzterem Falle bewies die Zerstörung wenigstens die Kraft des Deutschen Reiches.

England fiel nach dem ersten Luftangriff zunächst in einen Starrkrampf des Entsetzens. Man konnte sich überhaupt nicht vorstellen, wie es möglich wäre, daß deutsche Luftschiffe ohne von englischen Luftfahrzeugen aufgehalten und verfolgt worden zu sein, bis nach London vordringen konnten, und daß sie nicht ohne weiteres von den Abwehrkanonen Englands aus den Höhen heruntergeschossen wurden wie Spazien. Man wußte ja noch nicht, daß eine ganze Anzahl Abwehrgeschütze nur von Holz und lediglich zur Beruhigung des Publikums aufgestellt waren. Auch waren die brauchbaren in der ersten



Zeit bei weitem nicht hochtragend genug, um mit ihren Schrapnells die Zeppeline zu erreichen. Die Engländer wußten nicht, woher und wohin. Bleich und zitternd schlichen sie nach Zeppelinnächten umher wie das böse Gewissen.

Eine allgemeine, ungeheure Panik hatte sich der ganzen Bewohnerschaft Londons bemächtigt. Die landeinwärts fahrenden Züge waren überfüllt. Wer irgendwie konnte, verließ die gefährdete Hauptstadt. Viele flohen beim ersten Bombenwurf in ihren Keller und richteten diesen so wohnlich wie möglich her, um Nacht für Nacht mit Weib und Kind und dem wertvollsten Hab und Gut in ihm zuzubringen. Aber auch da fühlte man sich nicht sicher genug. Wozu waren denn die Untergrundbahnen da, die mit ihren Tunnels und Bahnhöfen bis 30 m tief unter der Erdoberfläche liegen? Das mußten gewiß bombensichere Unterstände sein! Deshalb waren die Bahnsteige nächtlich immer von solchen überfüllt, denen auch die Keller nicht sicher erschienen. Der Schreckensruf: „Zeppelin ante portas“ jagte ganz London ins Mauselloch. Die Nervosität der Angst wurde durch den Anblick der Verwüstungen, durch die Kunde von verunglückten Menschen, durch die schlaflosen Nächte, durch das zitternde Erwarten des ersten bzw. des nächsten Bombenfalls, durch die absolute Ohnmacht dem hoch in den Lüften unerreichbaren Feinde gegenüber, durch den Groll gegen die Regierung, welche ihre Untertanen nicht besser schützte, zum hellen Wahnsinn aufgepeitscht.

Dieser brauchte einen Blizableiter. London mußte seine Wut an irgend jemand auslassen. Und wieder zogen brüllende Horden durch die Straßen und Gassen und spannten auf jedes deutsche Wort, das zu hören war, und spähten nach jedem Ladenschild, das einen

deutschen Namen trug. Und dann hob nach jedem Zeppelinangriff wie bei der Mobilmachung und nach dem Lusitaniafall ein Klirren und Poltern, ein Räumen und Rauben an, das Wilden Erbarmen eingeflößt hätte, aber den englischen Pöbel berauschte und über seine Angst hinwegtäuschte. Natürlich drückte die Polizei beide Augen zu, ja ein Special-policeman streifte die Polizeibinde von seinem Arm, steckte sie in seine Tasche und konnte nun als Privatmann nach Herzenslust Fenster durch Steinwürfe zertrümmern und seiner Habsucht frönen. Daß auch grobe körperliche Mißhandlungen vorkamen, braucht nicht erst versichert zu werden.

Bei diesen Deutschenhegen gab es auch Mißgriffe. War da ein neutraler Bäckermeister, ein lieber, netter Kerl. Zu seinem Unglück trug er einen deutschen Namen. Ihm wurden nicht nur die Fenster des Erdgeschosses eingehauen, sondern auch die des ersten Stockwerkes. Sie mußten später mit Brettern vernagelt werden und boten einen kläglichen Anblick. Die eingedrungene Menge warf durch eine leere Fensterhöhle im 1. Stock das Klavier des Bäckers auf die Straße herab. Es war noch nicht völlig zertrümmert. Darum spielte man auf ihm zu Ehren des herrlichen Kulturreiches Großbritannien das Rule Britannia, so weit die mißhandelten Saiten noch Töne hergaben. Dann verlud man das Piano auf einen Karren und brachte es in ein Fort. Vielleicht war es dazu bestimmt, das Glanzstück in einem Museum Londoner Tapferkeit und Kultur zu bilden.

Aber es ereigneten sich auch Auftritte, die eines gewissen Humors nicht entbehrten. Einer löste bei uns im Gefangenenlager ein herzbefreiendes Lachen aus. In der City war ein public-house, eine Bierwirtschaft, welche einen Stehbierraum für Arbeiter und einen besser aus-



gestatteten Raum für andre Gäste enthält. Die Fenster sind mächtige Spiegelscheiben. Voll Wut und Habgier ging man gegen jenes public-house vor. Die Fenster wurden wie üblich, zertrümmert, das Mobiliar demoliert, die Brandy- und Whiskyflaschen als köstliche Beute eingesteckt, das Bier eimerweise von dannen getragen. Und schließlich war es ein guter Engländer gewesen und kein damned german, dem man so übel mitgespielt hatte.

Als ich interniert war, sah sich meine Frau gezwungen, eine andre Wohnung aufzusuchen. Aber aus verschiedenen Gründen zog sie auch von dort aus nach Margate, einem an der südlichen Spitze der Themsebucht gelegenen Orte, zu ihren Eltern. Einmal hatte sie dort Schutz und Stütze, und dann brauchte sie keine Angst vor den Zeppelinbomben zu haben. Gewöhnlich legte sich nämlich meine Frau in London gegen 8 Uhr schlafen, um schon etwas Ruhe genossen zu haben, wenn die Unruhe begann. Aber die immer wiederkehrende Sorge um das Leben unsrer 3 Kinder brachte ihre Nerven derart herunter, daß es besser war, wenn sie London verließ, obgleich die Entfernung zwischen meiner Familie und mir dadurch bedeutend größer wurde. Auch ich hatte mehr Freude an den Luftangriffen, als ich nicht mehr fürchten mußte, daß die Meinen zu ihren Opfern gehören könnten. Von Margate aus hat meine Frau einen Zeppelinangriff und mehrere Tauben- und Fokkerangriffe beobachten können.

Eines Sonntagsnachmittags, als man eben mit dem Essen fertig war, sagte ihre Mutter erschreckt: „Kinder, sie schießen. Es sind wieder Zeppeline da!“ Der Vater meinte beruhigend: „Es ist nichts. Sie haben nur Schießübung.“ Deutlich hörte man den krachenden Einschlag einer Bombe. Da eilte Vater denn doch auf den Hof und rief: „Ja fürwahr, das sind wirklich Tauben!“ Nun

ließ meine Frau mit ihrer Schwester schnell zum Meeresstrande, um von dem aufregenden Schauspiele noch etwas zu erblicken. Margate selbst ist zu unbedeutend, als daß dort Bomben abgeworfen würden. Sie sah, wie die deutsche Taube über den Häusern von Cliftonville ihre letzten Bomben mit gutem Erfolge fallen ließ und dann ihren Flug wieder nach Osten der Heimat zuwendete. Da, als sie ihre Aufgabe bereits gelöst hatte, kamen zwei englische Flieger herangesaust, um sie zu vernichten. Sie verfolgten sie über die See hin. Immer kleiner wurden die Flugzeuge, sahen schließlich aus wie Libellen und verschwanden zuletzt ganz. Die Engländer kehrten mit der Behauptung zurück, den Deutschen 30 Meilen von der Küste entfernt abgeschossen zu haben. Aber das war erstunken und erlogen. Die Taube war wohlbehalten im Heimathafen angelangt. — — — Ein andermal hörte meine Frau am hellen Nachmittage den Geschützdonner deutscher Schiffe. Das kleine Margate konnte doch wohl nicht das Ziel sein. Das in der Nähe liegende Cliftonville, auf dessen Höhen Kanonen mit der Mündung nach der See aufgestellt waren, wurde beschossen. Nachdem die deutschen Schiffe wieder ostwärts hinter dem Horizont verschwunden waren, wollte meine Frau mit ihrer Schwester die Wirkung der Schiffsgeschütze auf jenen Höhen ansehen, mußte aber unverrichteter Dinge wieder umkehren, denn es wurde niemandem der Zutritt gestattet, weil doch wohl mehr getroffen worden war, als der historische Pferdeschwanz und das unmündige Kindlein, die stets in den englischen Berichten als einzige Leidtragende genannt zu werden pflegten. Überhaupt waren die Angriffe der deutschen Schiffe nicht so harmlos, als die englische Regierung ihren Untertanen und der staunenden

Welt weismachen wollte. So stehen unter anderem in Lowestoft bei Yarmouth etwa 2000 Häuser leer, weil nach einem Schiffsbombardement die schwer heimgesuchten Bewohner die Stadt verließen, um in dem Orte, welcher ihnen keine Lebensmöglichkeit gewährte, nicht auch noch Steuern bezahlen zu müssen. Der erste größere Angriff unserer Flotte hatte dem weiter nördlich gelegenen Scarborough gegolten. Das dortige Grand-Hotel, ein schönes, weißes, palastähnlich gebautes Gebäude hatte eine herrliche Lage an den Uferfelsen und schaute weit übers Meer. Jetzt ist es, nachdem der eine Angriff von Scarborough über 150 Tote und Verwundete gefordert hatte, nur noch eine malerische Ruine, die in deutlicher Sprache von der Stoßkraft der deutschen Flotte predigt. Wie sich die Engländer im Parlament darüber aufregten, daß die englische Kriegsmarine derartige Überraschungen nicht verhindert, ist ja genügend bekannt.

Der Blick von unsrem Islington-Camp, zumal aus den Fenstern des dritten Stockes, war schön und weitumfassend, weil das Haus auf einer Anhöhe lag und sich über das Häusermeer erhob. Nur nach Norden zu war die Aussicht enger begrenzt, da sich dort Berggelände erstreckte. Aber nach den andern Himmelsrichtungen schaute das Auge meilenweit. Häusergewirr bis zum Horizont! Welch eine gewaltige Stadt ist dieses London — und welche schmählige Furcht hatte es doch sogar vor einer kleinen Taube. Die Reihen der Dächer wurden unterbrochen von größeren Gebäuden, besonders Bahnhöfen, und wenn wir den Rauch von Lokomotiven sahen, wuchs die Sehnsucht riesengroß. Nach Südwest hin leuchteten als grüne Inseln der Regents Park und der Hyde-Park. In unsrer Nähe ragte das Holloway-Gefängnis empor. Die City konnten wir völlig überblicken

und bei klarem Wetter ihre berühmten Bauwerke erkennen, wie den finsternen Tower mit seinen vier Türmen, die stolze Kuppel der Paulskirche, das Parlamentshaus, die Westminster-Abtei und viele andre. Die Kirchtürme gingen in die Hunderte. Über der Themse schwebte auch an schönen Tagen ein leichter, bläulicher Dunst, hinter dem die südlichen Vorstädte sich gern wie hinter einem lustigen Schleier verbargen. Aber wenn die Sonne ganz hell schien, dann kam aus dem Süden ein blendendes Gleißn und Glänzen über die Riesenstadt her zu uns wie von einem ungeheuren Diamanten oder einem Feenschlosse. Der Kristallpalast in Sydenham, ein ganz aus Glas und Eisen errichtetes gewaltiges Gebäude, warf die Sonnenstrahlen zurück.

Das war die Schaubühne, auf welcher wir von unfrem Gefangenenlager aus die Dramen der Zeppeleinangriffe beobachten sollten!

Das Absuchen des nächtlichen Himmels bildete das Vorspiel. Ja, wie ein Spiel sah aus, was doch bitterer Ernst war. Wenn die Dämmerung herabgesunken war, dann schoß hier und da ein mondscheinartiger Strahl zum Himmel empor, von einem Punkte der Erde ausgehend und zu einem immer breiter werdenden Bande sich ausdehnend. Und dann begannen diese Lichtfinger zu wandern und den Himmel abzutasten. Langsam leuchteten die einen nach und nach den ganzen Himmelsbogen ab, schnell huschten die andern hin und her. Oftmals waren etwa 20 solcher Fühlhörner auf der Suche. Sie schienen einander zu jagen, sie kreuzten sich, und wo ihre Lichtbüschel sich in der Höhe trafen, verdoppelte sich die Helligkeit des Scheines. Bisweilen glich das Gesamtbild einem Fächer, manchmal einem lebendigen Gitterwerk, und die völlige Lautlosigkeit des Hin- und



Gerhuschens gab dem Ganzen einen gespenstischen Charakter. Besonders interessant war der Anblick, wenn bewölkter Himmel war und die Wolken eilend dahinjagten. Dann wechselte der Lichtkreis, den der einzelne Scheinwerfer am Himmel umschrieb, schnell zwischen Hell und Dunkel. Wir hockten oftmals an den Fenstern unsrer Schlafzimmer, um die bleichen Lichtwunder zu bestaunen. Wenn irgendein solcher Lichtkegel eine Weile still stand und es den Anschein gewann, als ob er einen verdächtigen Gegenstand im Bereiche der Wolken entdeckt hätte, dann kamen ihm bald andre Scheinwerfer zur Hilfe und vereinigten ihre Helligkeit mit der seinen, so daß es oft aussah, als ob aus den Wolken heraus die Lichtquelle flutete und ihre Strahlen auf die Erde verteilte. War nun ein Zeppelin in den Bereich eines Scheinwerfers gekommen, so saugte sich dieser gewissermaßen an ihm fest und folgte allen seinen Bewegungen, damit der Feind sich nicht wieder im Schutze der Dunkelheit verlieren könnte. Zwei oder drei andre gesellten sich hinzu und warfen ihre Lichtschlinge um den hohen Besuch. Die andren aber, zumal solche, die im Bombenbereiche des Zeppelin waren, zogen ihre Fühlhörner ein, denn wer sich in Gefahr begibt, kommt leicht darin um.

Wir konnten in aller Ruhe dies Schauspiel bewundern, denn das Gebot, abends alle Gardinen usw. zuzuziehen, damit kein Lichtstrahl auf die Straßen dringe und dem bösen Fliegern Londons Lage verrate, existierte für uns nicht. Wir hatten nämlich keine Vorhänge oder ähnliches. War das für uns Gefangene unnötiger Luxus, oder sollte der Schein, der bis  $1\frac{1}{2}$  10 Uhr aus unsern Schlafstufenfenstern drang, den Zeppelin ein Ziel bieten, ich weiß es nicht. Wenn uns die Glocke ins Bett gerufen und „Licht aus“ kommandiert war, erschien die Wache



noch einmal, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei; dann waren wir bis zum nächsten Morgen ungestört. Wir sprangen vom Lager auf, hüllten uns in unsre Mäntel und schauten am Fenster hochend in die Nacht hinaus. So blieben wir fast jeden Abend bis 12 Uhr munter, wenn auch die Kälte unsre Zähne klappern ließ. In den Schlafräumen wurde nämlich nur zweimal wöchentlich im Winter geheizt, und zwar nach dem Scheuern, damit die Mäße verschwand. Die Zeit der Angriffe richtete sich nach dem Mondschein und dem Winde. Ging der Mond erst gegen Morgen auf, so waren unsre Luftkreuzer bisweilen schon gegen 10 Uhr über London; schien der Mond vor Mitternacht, kamen die Ruhestörer manchmal erst gegen 2 Uhr nachts. Einmal verging in einer Woche nicht eine einzige Nacht ohne Luftangriff, bisweilen dauerte es lange, bis einer erfolgte. Aber sicher vor Bombenwürfen waren die Londoner nie. Das ließ ihren Schlaf unruhig werden, und sie wurden so nervös, daß es uns hätte erbarmen können, wenn wir uns nicht eben darüber gefreut hätten.

Eines Abends lagen wir schon im ersten Schlafe, als wir durch den lauten Krach einer Bombe geweckt wurden. Es war im Anfang des Septembers 1915. Während wir uns noch schlaftrunken die Augen rieben, ertönte eine helle Stimme durch den Saal: „Jungens! Unsre Landsleute sind da! Schnell auf!“ Wie konnten wir da aus den Betten springen. Im Nu hatten wir den Rock angezogen, die Mütze auf dem Kopfe, die Pantoffeln an den Füßen und eilten an das Fenster, von dem aus wir das Schlachtfeld am besten beobachten konnten. Es war eine herrliche, sternenklare Nacht. In tiefes Dunkel gehüllt lag die City zu unsern Füßen. Und über ihr schwebte, vom Lichte der Scheinwerfer versilbert, ein Zeppelin.

Unter ihm tauchten, wie durch einen Pinsel getupft, weiße kugelfunde Wölkchen auf, Wattebällchen vergleichbar, die sich im Größerwerden auflösten — zerplatzende Schrapnells. Wir hegten Angst um den Luftkreuzer und seine Insassen. Aber einer unter uns, ein ferniger Baher, der als gedienter Artillerist etwas davon verstehen mußte, sagte zu uns: „Laßt sie halt schieße. Die Schrapnells sind meilenweit vom Zeppelin entfernt. Die tuan ihm nix. Habt keine Angst. Freut euch, daß er da ist!“

Beruhigt gaben wir uns dem zauberhaften Anblick hin. Ich möchte das sich im Lichte badende Luftschiff mit einer von der Spitze bis zum Ende weißglühenden Zigarre vergleichen. Stolz flog es in einer von uns nicht zu schätzenden Höhe dahin, die Strahlen der Scheinwerfer magnetisch hinter sich herziehend. Die beiden Gondeln konnten wir genau erkennen, nicht aber das Abwerfen der Bomben. Diese wurden uns jedoch sichtbar beim Explodieren. Wie durch einen rötlichen Blitzstrahl wurde das Dunkel der Cith erleuchtet, dann war es auf Erden wieder finster. Aber nicht lange! Rote Glut glimmte auf. Flammen schlugen empor und beleuchteten aufsteigenden Qualm. Die Bombe hatte gewirkt! Je nach der Wichtigkeit des zu treffenden Gebäudes fielen bisweilen in zwei Sekunden bis drei Bomben, manchmal aber wurden sie seltener geworfen. Öfters war die Brandentwicklung, namentlich in der am meisten heimgesuchten Cith, an mehreren Stellen gleichzeitig zu beobachten. Ein schaurig schönes Schauspiel!

Während das Auge schwelgen konnte, hatte das Ohr ein Höllenkonzert über sich ergehen zu lassen. Zunächst zerriß das dumpfe Krachen der Bomben fast schmerzhaft die Luft, dann ertönte das hellere Bellen der Abwehr-

geschütze, und aus der Höhe herab antworteten die plägenden Schrapnells. Nach und nach ging dies in ein Getöse über, unter dem das scharfe Geknatter der Luftschiffmotore fast verschwand. Und in der City erhob sich ein geradezu unbeschreibliches Toben. Die Polizisten flöteten auf ihren durchdringenden Metallpfeifen in allen Gegenden der Stadt, Glocken gaben Warnungszeichen, und die nach den Brandstätten eilende Feuerwehr ließ ihre Signale erschallen. Ein Motorlastwagen, welcher eine Abwehrkanone trug, rastete in wahnsinnigem Tempo ohne irgendeine Rücksicht zu nehmen durch die Straßen dem Zeppelin nach, und sein Signal, dem Tone eines Nebelhorns vergleichbar, nur daß es bedeutend schriller klang, gab dem Lautgewirr eine besonders unheimliche Note. Nach jedem Bombenwurfe aber durchdrang die Nacht ein tausendfacher Schreckensschrei aus Frauen-, Kinder- und Männermund, der nur langsam abebbte, um bei der nächsten Explosion in verstärktem Maße wieder loszubrechen. Dazu das Klirren der Tausend von zerspringenden Fensterscheiben, das Rollen der flüchtenden Wagen, das Zusammenstürzen der getroffenen Häuser! Es war, als ob das jüngste Gericht angebrochen wäre. Und ein Gericht über die scheinheilige Stadt war es ja auch.

Nachdem wir etwa 20 Minuten lang die Wirksamkeit unsrer Landsleute mit berechtigtem Stolz beobachtet hatten, nahm der Luftkreuzer seinen Kurs direkt auf unser Lager zu, ohne uns mit Bomben zu belegen. Er wußte, daß hier Deutsche in der Gefangenschaft schmachteten. Mehr zu fürchten waren die Geschosse der Abwehrkanonen. Wir hörten jetzt nicht nur das Abschießen und Explodieren der Schrapnells, sondern auch den scharfen S-laut ihres Fluges. Eine Anzahl pläzte über unsrem

Hause, so daß wir am nächsten Tage im Garten die Kugeln und Sprengstücke auflesen konnten. Auf einmal entstand unter uns der Gedanke: Wie wird es uns ergehen, wenn eines der Geschütze zu kurz schießt?

Da zeigte es sich, wie unsre Nerven durch die Gefangenschaft gelitten hatten. Einer von uns riß sein Kopfkissen aus dem Bette und legte es als Schutz auf seinen Kopf, ein anderer packte in größter Eile seinen Koffer und wäre geflohen, wenn er nicht ein Gefangener gewesen wäre.

Wie gewaltig die Wirkung der Zeppelinbomben ist, kann man aus folgendem sehen. Eine Anzahl Internierte schliefen in dem alten Waschhause, einem einstöckigen Gebäude mit Oberlichtaufsatz. Die Wände zitterten und die Fenster klirrten, obgleich die zunächst fallende Bombe in einer Entfernung von über 5 km den Boden erreichte, in furchterregender Weise, so daß jene meinten, die Aufschlagstelle sei in nächster Nähe, und einen anderen Schlafraum verlangten. Besonders Aufsehen erregte in London die Wirkung eines Luftschiffgeschosses, welches man dort Aerotorpedo nannte. Es fiel nicht senkrecht, sondern durchbohrte die Häuser in fast wagrechter Richtung.

Noch zwei sehr gut verlaufende Angriffe konnten wir beobachten, denen ganze Häusergruppen zum Opfer fielen. Unsere Landsleute hatten damit wirklich einen „Bombenerfolg“! Einmal schwebte ein Luftkreuzer inmitten krepierender Schrapnells, denn die Geschütze der Engländer waren mit der Zeit bedeutend verbessert worden. Wir hatten große Sorge um ihn. Plötzlich entstand unter ihm eine dichte Wolke, die sich immer mehr ausbreitete und ihn den Blicken völlig verbarg. Er hatte eine Rauchbombe fallen lassen. Lustig feuerten die Engländer in die Wolke hinein. Aber siehe da, der Zep-



pelin tauchte an einem ganz anderen Teile des Himmels wieder auf, und ehe die Geschütze auf die neue Richtung eingeschossen waren, entwand er ostwärts und kehrte nach Erreichung seines Zweckes unbeschädigt in das Vaterland zurück. So herzlich haben wir in unserer Gefangenschaft nicht wieder gelacht.

Das von uns zuerst beobachtete Luftschiff aber machte vor seiner Heimfahrt noch einen kleinen Abstecher nach Norden (daher der Flug über unser Haus), belegte das unweit London gelegene Enfield mit dem Rest seiner Bomben und richtete in der dortigen großen Munitionsfabrik kolossalen Schaden an.

Weniger glücklich verlief ein Angriff in einer der ersten Nächte des Oktober 1916. Echt Londoner Nebel deckte die Erde. Wir erwarteten infolgedessen keinen Zeppelinbesuch und hatten uns gelegt. Gegen 12 Uhr wurden wir durch das Krachen von Bomben und Schrapnells geweckt. Einer, der immer etwas aufgeregt war, rief: „Jungens, sie sind schon wieder da!“ Einige brummen ärgerlich: „Unsinn! In solcher Nacht kommen sie nicht. Das sind nur Schießübungen.“ Aber lauter wurde das Tosen der Detonationen, auch das Pfeifen der Schrapnells wurde vernehmbar. Die Landsleute waren wirklich wieder da! Schnell ging's an die Fenster. Nach drei Seiten konnten wir blicken. Nirgends etwas zu sehen! Das Luftschiff stand über uns. Dann sahen wir es nach Osten zu schweben. Nachdem es noch einen Gruß auf London herabgesandt, bemerkten wir zu unsrem Entsetzen, wie am Schiffskörper eine Flamme entstand. War der Zeppelin getroffen worden, war irgendein Unglück geschehen, wir wußten es nicht. Immer weiter fraß das Feuer und ließ die Luft fast taghell werden. Erst lag das Schiff noch wagrecht, dann senkte sich langsam



die Spitze, es brach in der Mitte auseinander, immer schneller stürzte es herab, und als es den Boden erreichte, explodierten seine Bomben mit furchtbarem Krachen. Es war in der Nähe von Potters Bar auf freies Feld gefallen. Wäre es über der City verunglückt, so würde London von einem Riesenbrande heimgesucht worden sein.

Wieder ertönte in dieser Nacht ein Schrei aus viel tausend Kehlen, diesmal aber nicht von der Angst erpreßt, sondern von einem wahnsinnigen Jubel über den Untergang dieses Feindes geboren. Wir konnten lange Zeit nicht einschlafen. Doch tröstete uns schließlich der Gedanke: Noch kann Deutschland Zeppeline bauen! Noch gibt es in der Heimat Helden, die den Tod in den Lüften nicht scheuen! Der Friede muß doch deutsch werden.

---

## VI

### Englische Nahrungsjorgen.

Bekanntlich kann England seinen Bedarf an Nahrungsmitteln infolge seiner Industrialisierung und der zuungunsten des Getreide- und Kartoffelbaues von den Landwirten besonders gepflegten Weidewirtschaft nur etwa zu  $\frac{1}{10}$  selbst decken. Die fehlenden  $\frac{9}{10}$  müssen aus den Kolonien und vom Auslande auf dem Wege der Schifffahrt eingeführt werden. Deutschland war durch die vor dem Kriege herrschende verschiedene Einschätzung von Landwirtschaft und Industrie auf dem besten Wege, in Englands Fußtapfen zu treten. Hätten unsre Feinde sich noch ein paar Jahrzehnte geduldet und dieser Entwicklung Zeit gelassen, so würden sie sicher mit dem Aushungerungskriege Erfolg gehabt haben. Zum Glück aber war und ist jetzt noch unsre Landwirtschaft stark genug,  $\frac{9}{10}$  zu decken; auf das eine Zehntel, das uns fehlt, müssen wir im Kriege verzichten. Es führt zur Einschränkung aber nicht zum Hunger.

England jedoch muß hungern, wenn ihm die Zufuhr abgeschnitten wird. Und wir haben in den U-Booten die beste Waffe in der Hand. England fürchtet sie mit Recht noch mehr als die Zeppeline, und Deutschland atmete von einem seelischen Drucke befreit auf, als am 1. Februar 1917 der verschärfte U-Bootskrieg begann. Dieser muß zu einem den Engländern ungünstigen Ende des Krieges führen.

Die folgenden Preisangaben beziehen sich auf den September des vergangenen Jahres, also auf eine Zeit, in welcher England noch über mehr Vorräte verfügte und der U=Bootskrieg mit Schonung geführt wurde. Seitdem sind die Preise stetig gewachsen und werden das immer mehr tun, je mehr unsern tapfern blauen Jungen freie Hand zur Abrechnung gelassen wird.

Die Preisangaben, welche sich natürlich bedeutend vermehren ließen, sollen nicht zum Vergleich mit unsern deutschen Preisen dienen, welche, wie man sehen wird, teils niedriger, teils höher sind. Sie sollen nur den Beweis bringen, daß England schon vor dem 1. Februar 1917 in Not geraten war, und die Gewißheit befestigen, daß der Aus Hungerungskrieg seinen eigenen Erfindern zum Verderben wird, sobald die U=Boote die Zufuhr in größerem Maße abschneiden.

Wir verzeichnen zunächst einige der wichtigsten Nahrungsmittel, lassen hinter ihrem Namen den Friedenspreis, sodann den Kriegspreis und zuletzt in Klammern folgen, wieviel ein Pfund (500 g) nach deutschem Gewicht kosten würde, da das englische Pfund ja nur 453,59 g wiegt. Der Preis ist nach Mark berechnet.

Butter . . . . .	1,10 M	2—2,60 M	(2,20—2,86 M)
Brot . . . . .	0,09 „	0,23 „	(0,25 M)
Käse . . . . .	0,75 „	1,50 „	(1,65 M)
Kartoffel . . . . .	0,05 „	0,20 „	(0,22 M)
Zucker . . . . .	0,15 „	0,50—0,65 „	(0,55—0,72 M)
Äpfel . . . . .	0,20 „	0,50—0,80 „	(0,55—0,88 M)
Marmelade . . . . .	0,40 „	0,90—1,10 „	(0,99—1,21 M)
Kaffee . . . . .	1,40 „	2,50—3,50 „	(2,75—3,85 M)
Tea . . . . .	1,40 „	2,80—3,50 „	(3,08—3,85 M)
Gew. Rochfett . . . . .	0,50 „	0,92 „	(reichl. 1,00 M)
Biskuits . . . . .	0,60 „	1,00 „	(1,10 M)

Schokolade . .	1,60 <i>M</i>	3,00—4,00 <i>M</i>	(3,30—4,40 <i>M</i> )
Kakao . . . .	1,50 „	2,60—4,00 „	(2,86—4,40 <i>M</i> )
Rond. Milch . .	0,40 „	0,90 „	(0,99 <i>M</i> )
Getr. Früchte .	0,40 „	1,00 „	(1,10 <i>M</i> )
Lamm			
(Gefrierfl.) . .	0,80 „	2,20 „	(2,42 <i>M</i> )
Schweinefleisch			
(Gefrierfl.) . .	1,00 „	2,30 „	(2,53 <i>M</i> )
Rindfleisch (fr.)	1,20 „	2,40 „	(2,64 <i>M</i> )
Schinken . . .	1,50 „	2,80—4,00 „	(3,08—4,40 <i>M</i> )

Die Eier sind von 15 *S* auf 35 *S* gestiegen, Milch kostete früher das Liter 15 jetzt 30—35 *S*; für Mehl, Salz, Fische usw. zählt man noch einmal so viel als im Frieden.

Aber auch die sonstigen täglichen Bedarfsartikel sind gewaltig teurer geworden. Holz kostet das doppelte, der Zentner Kohle kam früher 1,20 *M* jetzt 2,50 *M*. Streichhölzer, welche ehemals für 15 *S* zu haben waren, erhält man nicht unter 80 *S*, und Lichte werden anstatt mit 35 *S* mit 80 *S* das Pfund bezahlt.

Ein halbes Liter Bier, für welches vor dem Kriege 17 Pfennige gegeben wurden, muß zur Zeit mit 42 Pfennigen bezahlt werden.

Kleidung und Futaten sind bedeutend teurer als ehemals. Strümpfe sind von 1 *M* auf 3 *M* gestiegen, Damenschuhe von 10 *M* auf ziemlich 15 *M*, Herrenschuhe von 16,50 *M* auf 24 *M*. Gutes Leder ist auch nicht mehr zu haben, und zum Besohlen wird das gewöhnlichste, nicht haltbare Leder oder Erfaß verwendet. Baumwollgarn (Cotton reel) ist dreimal so teuer als sonst, Blumenknöpfe dergleichen, und Druckknöpfe gar sechsmal teurer als früher. Handschuhe, welche in Friedenszeiten für 2 *M* zu haben waren, bringen jetzt 4,00 *M*.

Daß Gegenstände, welche von Deutschland usw. bezogen wurden und in England nicht gleichwertig erzeugt werden, ganz besonders hoch im Preise stehen, z. B. Glaswaren, kann man sich denken.

Auch die Kraftomnibusse verlangen mehr für die Mitfahrt, haben aber ihre Fahrstrecken verkürzt. Die Theater und Kinos haben die Eintrittspreise erhöht, und selbst die Eisenbahnfahrten sind viel teurer als vor dem Kriege.

Die Bierhäuser und Weingeschäfte hatten früher unbeschränkte Verkaufszeit. Nur Sonntags waren sie bis auf wenige Stunden (1—3 Uhr und 6—11 Uhr) geschlossen. Jetzt sind sie Sonn- und Wochentags nur von 12—2 und 6—8 geöffnet. Das bedeutet für die Gastwirte einen gewaltigen Verlust. Sie schimpfen auf die Regierung wie die Rohrspaken. Wer da weiß, wie gerade in Wirtshäusern die öffentliche Stimmung gemacht wird, kann sich vorstellen, wie man in London über die Regierung spricht.

So stand es mit den Nahrungsforgen und den steigenden Teuerungsverhältnissen in England im September bis Oktober 1916. Seitdem wird durch die deutsche U-Bootstätigkeit der Tonnenraum der englischen Flotte und damit die Möglichkeit, England mit Nahrungsmitteln zu versorgen, immer mehr verringert. Wie aber am 1. Februar 1917 durch Deutschland ein Aufatmen, ja ein Aufjauchzen ging, da nun die beste Waffe gegen unsern Hauptfeind zum Schlage erhoben wurde, mag durch Britannien ein Schrei ohnmächtiger Wut und herzbeflammender Angst erschollen sein. England lernt den Schrecken der Aushungerung spüren, den es uns ins Land senden wollte.

---



## VII

### Komme ich frei?

Im August 1915 wurde uns Zivilgefangenen im Islington-Camp ein Schreiben des Home office (Ministerium des Innern) bekanntgegeben, in dem es hieß, daß sich Invalide, Kranke, Krüppel zum Austausch melden könnten; es würde dann eine ärztliche Untersuchung erfolgen, und wenn diese die militärische Unbrauchbarkeit feststelle, stehe einem Austausch und der Rückkehr ins Vaterland nichts im Wege. Solche Bekanntmachungen erfolgten durch Aufschlag an einem schwarzen Brette. Natürlich strebte alles in Massen nach der Tafel hin, die so wichtige Nachricht brachte. Es entstand ein förmliches Gedränge, die weiter Hintenstehenden reckten sich auf ihren Beinen, und mehr als einmal mußte einer, der unmittelbar vor dem großen, weißen Bogen stand, den Inhalt des Schreibens laut vorlesen. Und dann erhob sich im ganzen Lager, in all den Tageszimmern und im Speisesaal, kurz überall, ein Meinungsaustausch, ein Flüstern und Beraten. Der und jener wurde genannt, der infolge seiner Kränklichkeit das Vaterland wiederzusehen volle Aussicht hätte. Der und jener fragte wohl einen anderen, ob er sich melden solle, erhielt aber die wenig tröstende Antwort: „Junge, mit deinem Brustkasten?“

Als ich einem meiner Freunde sagte, ich wolle auch einen Versuch machen, freizukommen, um wieder Hei-

matsluft atmen zu können, war die Entgegnung auch: „Wozu das? Du hast ja doch keine Aussicht, ausgetauscht zu werden.“

„Warum nicht? Ich bin ja glücklicherweise kein Kiese.“

Beim nächsten Besuche, den mir meine Frau abstatte konnte, sagte ich zu ihr: „Gehe sofort zu unserem Hausarzt und lasse dir für mich ein Zeugnis ausstellen, damit ich ausgetauscht werden kann.“ Dieser Arzt hatte meine Familie bereits über drei Jahre in Behandlung und auch mich selbst ein viertel Jahr lang wegen Rheumatismusfiebers in ärztlicher Pflege gehabt. Er stellte mir nun auch ein Zeugnis aus, daß ich völlig untauglich für das Militär sei, und äußerte sehr anständig meiner Frau gegenüber: „Nun wünsche ich Ihrem Herrn Gemahl viel Glück, daß er über den Kanal hinüberkommt.“

So nahm ich denn das Schreiben des Doktors, meinen Militärpaß und ein inzwischen angefertigtes Gesuch, packte alles in einen großen Umschlag und sandte es an das Ministerium des Innern ab. Es begann eine Zeit des Hangens und Wangens, des Wechsels zwischen freudiger Zuversicht und ängstlicher Niedergeschlagenheit. Täglich erwarteten wir, die wir uns gemeldet hatten, Bescheid. Tag reihte sich an Tag und Woche an Woche ohne Antwort. Endlich nach vier Wochen, nein, vier Ewigkeiten, kam Mitte September ein Schreiben an, das Ministerium des Innern würde einen Arzt zur Untersuchung entsenden.

Er kam und untersuchte auch mich. Ich hatte meinen rheumatischen Fuß in dicke Binden eingewickelt und war so auf den Doktor losgehumpelt. Die Untersuchung war sehr gründlich. Dann sah er mich scharf an und sagte: „Sie sind doch nicht krank! Das da ist gar nichts. Leute,

die gesundheitlich sehr schlimm stehen, sollen vom Lager wegkommen. Andere nicht!"

Damit aber keineswegs zufrieden, wendete ich ein: „Wenn ich nicht krank wäre, hätte ich mich doch nicht gemeldet. Ich habe immer so schreckliche Schmerzen, daß ich gar nicht schlafen kann.“

Jener aber sagte: „Ich muß meinen Befund abgeben, wie ich ihn ärztlich festgestellt habe.“ Und dabei blieb es.

Im November, nach neuer Meldung, wurde ich zum zweiten Male untersucht; wieder wurde ich zurückgewiesen, und so ging es im Laufe der Monate weiter. Im ganzen habe ich acht Untersuchungen über mich ergehen lassen müssen.

Im September 1916 hatte sich zur Abwechslung ein Arzt angemeldet, den das Kriegsministerium entsandte.

Der Arzt, welcher übrigens deutsch sprach, untersuchte uns zwar genau, behandelte uns aber anständig. Ich konnte ihm mit guten Gewissen auf seine Fragen antworten: „Es ist mir unmöglich zu gehen. Mein Fuß schmerzt mich schrecklich. Ich kann vor Schmerzen nicht schlafen trotz der Medizin, die ich tagtäglich vom Hausarzt des Lagers bekomme.“ Nach der Untersuchung sagte der Militärarzt nichts als: „Es ist gut, ich werde meinen Bericht eingeben.“ Trotzdem hatte ich aber das Gefühl: Diesmal hast du Glück, diesmal wird es klappen!

Ich hatte mich nicht getäuscht, obgleich erst wieder mehrere Wochen verstrichen, ehe Nachricht kam. Endlich hieß es: Am nächsten Montag wird eine Ladung Austauschgefangener mit dem Schiffe nach Holland abgehen. Aber niemand wußte, wer dabei sein würde. Unsere Spannung stieg auf das höchste.

Da erfuhr einer meiner Kameraden, ein großer, stämmiger Mensch, von seiner Frau, er würde mit ausgetauscht.

Meine Frau wollte eben auch zum Besuche da, und ich suchte sie und mich durch die Worte zu stärken: „Wenn dieser starke Mann entlassen wird, komme ich auch fort.“ Ich konnte ihr aber meine furchtbare Aufregung doch nicht ganz verbergen. Das ganze Lager, auch diejenigen, die sich nicht gemeldet hatten, war gespannt, wem die nächste Zeit die ersehnte Freiheit bringen und wer sich falschen Hoffnungen hingegeben haben würde.

Am Dienstag, den 1. Oktober, saßen wir nachmittags  $1\frac{1}{2}$  Uhr beim Tee, als unser Oberhäuptling an meinen Platz herantrat und sagte: „Höpfner, Sie sind auch dabei. Sie kommen am Freitag mit fort.“ Vor freudiger Aufregung rannen mir die hellen Tränen über das Gesicht, und ich konnte keinen Bissen mehr genießen. 52 Mann hatten sich gemeldet, und nur 13 waren so glücklich, daß sie frei kamen. Und doch war dies die größte Zahl Austauschgefangener, welchen jemals an einem Tage das Tor geöffnet wurde. Am Freitag, den 4. Oktober, hatten wir uns mit unserem Gepäck zwischen 10 und 11 Uhr fertig zu halten. Endlich,  $1\frac{1}{2}$  12 Uhr, kam der uns schon bekannte Autoomnibus. Sein Inneres nahm unsere Koffer auf, wir selbst stiegen, nachdem wir mit den Zurückbleibenden noch kurze Worte getauscht, die steile Leiter zum Verdeck empor. Hinter dem Stacheldrahtzaun hatten sich alle Insassen des Lagers, die zurückbleiben mußten, versammelt, um uns Glücklichen noch einmal in die Augen zu sehen. Wie niedergeschlagen waren diejenigen, denen des Arztes Ausspruch nicht günstig gewesen war! Wie betrübt waren die, welche sich infolge ihres Gesundheitszustandes sagen mußten: Du wirst ein Gefangener bleiben, solange der Krieg dauert.

Der Wagenführer hatte angefurbelt und schwang sich

auf seinen Sitz, neben ihm hatte der Feldwebel Platz genommen, der die Fahrt überwachte. Das große Tor öffnete sich rasselnd. Langsam setzte sich der Kraftwagen in Bewegung. Wir hoben zum letzten Abschiedsgruß die Hand. Da rang sich aus der Brust der Zurückbleibenden ein Hurra-  
ruf los, rauh die Luft durchbrechend. Es war kein freude-  
jubelndes Hurra, wie es die stürmenden Kämpfer aus-  
stoßen, wenn sie den Feind überrennen. Und doch war es  
auch bei allem Schmerze, der die Seelen durchwühlte,  
kein Klageruf. Es lag ein echt deutscher Troß in den  
zwei kleinen Silben. Es war wie ein Treugelübde: „Ob  
wir dich, o Vaterland, jetzt auch noch nicht wiedersehen  
dürfen, wir bleiben dennoch gut deutsch bis zum letzten  
Atemzuge!“

Als wir diesen Hurrabraus beim Fortfahren hörten,  
überlief es uns kalt, und so sehr wir mit den Kameraden  
fühlten, die uns in den langen Leidensmonaten zu  
Brüdern geworden waren, aus dem Schmerz, der durch  
dies Hurra klang, konnten wir erst ermessen, welches  
Glück uns blühte, da wir der englischen Gefangenschaft  
entinnen durften.

---



## Vom Durchgangslager zum Dampfer.

**W**er von uns geglaubt hätte, nun ständen ihm die goldenen Tore der Freiheit weit offen, würde sich empfindlich getäuscht haben; es galt noch manches zu ertragen und mehr als eine Demütigung hinzunehmen.

Wir wurden von unserem Kraftwagen zunächst durch die Stadt gefahren, und es war eine weite Strecke, die wir zurückzulegen hatten, denn etwa 2 Stunden lang jagten wir in ziemlich schneller Fahrt durch die Straßen, bis wir vor dem Durchgangslager Stratford ankamen, in dem wir die nächsten Tage zubringen sollten. \*) Dieses Lager war in einer großen Seifenfabrik eingerichtet worden, die einem naturalisierten Deutschen gehört hatte. Die Maschinen waren aus den Sälen entfernt worden, aber die Transmissionsstangen, Röhren usw. waren geblieben und erhöhten den unwirtlichen Eindruck. Neben dem Lager erhob sich ein gewaltiger Gasometer. In der Umgebung sandten zahlreiche Fabriken ihre Dünste nach allen Seiten aus, besonders die eine ließ uns bei geeigneter Windrichtung eine geradezu mephitische, Ekel erregende, zum Brechen reizende, stinkende Luft zukommen. Wenn ich hinzufüge, daß das Lager in East-end ist, weiß jeder, der London nur einigermaßen kennt, sofort, daß es sich im schmutzigsten und ärmsten Teile der

---

\*) Siehe die Bierleiste über dem ersten Kapitel.

Hauptstadt befindet, in der Gegend, die man in deutschen Großstädten das Topflappenviertel zu nennen pflegt. Es scheint dort keine andere Farbe zu geben als Grau in seinen verschiedensten Abstufungen. Ruß und Schmutz allüberall.

Der Umgebung entsprach nun das Lager selbst. Nach Lage, Sauberkeit, Licht und Luft war unser Islington-Camp ein kleiner Palast gegen diese Jammerhöhle. Wer etwa der Meinung ist, daß eine Seifenfabrik auch selbst ein Glanzpunkt der Reinlichkeit sein muß, sollte einen Blick nach Stratford tun, und er wäre von seinem Wahn befreit. Was haben unsere Kameraden immer wieder gescheuert und gereinigt, aber der Schmutz und Ruß, welcher die Luft zu einer förmlichen dicken Suppe machte und sich immerfort auf alle Gegenstände niederließ, spottete jeder Bemühung. Dazu die schmutzigen Strohsäcke, welche von rohen Brettern getragen nur eine Spanne hoch über dem Fußboden lagen! Einen trostloseren Aufenthaltort kann man sich kaum vorstellen. Wer hier längere Zeit bleiben muß, ist in der größten Gefahr, seinen Verstand zu verlieren. Die Kantine wurde von einem Engländer verwaltet, der durch den Krieg sicher ein reicher Mann geworden ist, denn er forderte fabelhafte Preise. Das einzig angenehme im ganzen Lager bot der Umstand, daß die Küche von Deutschen bewirtschaftet wurde, das Essen deshalb gut und sauber zubereitet war und auch reines Geschirr auf den Tisch kam.

In der Nähe war eine Streichholzfabrik, welcher zwei Wochen vor unserer Ankunft im Lager ein Zeppelin einen Gruß aus den Lüften zugesandt hatte. Sie war ein Trümmerhaufen. Unsere Kameraden, welche diesen Angriff mit erlebt hatten, konnten nicht genug von den Schrecken desselben erzählen. Stücke von den explodieren-

den Bomben waren bis in den sogenannten Garten des Lagers geflogen, und die Mauern der Seifenfabrik bebten so heftig, daß die Gefangenen fürchteten, sie könnten jeden Augenblick infolge des Luftdruckes zusammenstürzen.

Von Freitag-Nachmittag bis abends 6 Uhr des folgenden Montags durften wir in diesem Lager die so überaus liebenswürdige Gastfreundschaft Englands genießen. Am Nachmittage erhielten wir 52, die ausgetauscht werden sollten und aus mehreren Lagern hierher gebracht worden waren, den Befehl, uns abends 6 Uhr mit unserem Gepäck bei der großen, roten Türe aufzustellen. Ehe sich diese uns öffnete, wurden wir erst aufs gründlichste untersucht. Die Koffer mußten geöffnet werden und wurden durchwühlt. Wieder einmal wurden uns Seife, Bahnpulver, Bartwichse, Bücher, Schreibhefte usw. abgenommen. Die Hände unserer Peiniger senkten sich in die Taschen unserer Kleider, selbst die Schuhe mußten wir ausziehen, damit nachgesehen werden konnte, ob wir in ihnen etwas verborgen hätten. Die Schergen des englischen Königs verstanden ihr Handwerk.

Auf der Straße hielten drei Motoromnibusse. Wieder kam das Gepäck in die Wagen und wir auf das Verdeck. Von den Kameraden hatten wir vorher Abschied genommen; er verlief ruhig und still, denn der Lagerkommandant liebte ruhestörende Geräusche nicht, und Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr umgaben uns drohend. Dagegen verursachte der angesammelte Volkshaufen, eine Blütenlese des Topflappenviertels, den nötigen Lärm, ohne daß es dem Kommandanten auf die Nerven gefallen wäre. Als wir aus dem Lager kamen und bei unserer Abfahrt ertönte ein hundertstimmiges, gellendes Gehrufen, Pfeifen und Schimpfen.

„Schmutzige, blutige Deutsche!“ so rief man uns zu, „es wird Zeit, daß ihr alle hinüber geht!“ Zerlumpfte, dreckbehaftete Straßenjungen und halbwüchsige Burschen rannten heulend, schimpfend und Grimassen schneidend neben unseren Wagen einher, so lange es ihre Lunge erlaubte. Zum Glück war unser Wagenführer anständig genug, sofort ein rasches Tempo einzuschlagen, daß wir bald auch den letzten Begleiter hinter uns ließen.

Unser Weg ging durch die ganze City, und (gewiß ungewollt) führte man uns, wenn auch im schnellen Vorübergleiten, einen großen Teil der Verwüstungen vor Augen, welche die Zeppeline angerichtet hatten. Zunächst ging es durch die Commercial road. Was war aus dir, du stolze Straße geworden? An verschiedenen Stellen stand Ruine neben Ruine. Ob's in Belgien viel schlimmer aussieht? Die Zerstörung des „Lahmen Pferdes“, von der ich schon sprach, sahen wir auch. Wir kamen, trotzdem wir die nächtliche Tätigkeit der Zeppeline hatten selbst beobachten können, tatsächlich aus dem Staunen nicht heraus.

Ich selbst hatte ja bei meinem dreimaligen Urlaub aus dem Islington-Camp so manches beobachten können, aber, wenn man bei der Autofahrt eine Gegend Londons nach der andern berührte und überall die Erfolge der Zeppelinbomben erblickte, faßte einen doch eine noch viel größere Hochachtung vor dem Erfindergeiste dieses Mannes und dem Heldennute unserer Luftkreuzermannschaften.

Dann ging es an der Themse hin. Wir sahen das House of Parlament. Es sah ganz anders aus als in Friedenszeiten, denn man hatte die Dächer zum Schutze gegen die unangenehmen Knallbonbons aus Zeppelins Handkörbchen mit einer dicken Schicht von Sandsäcken be-



legt, über welche, um sie fest zusammenzuhalten, noch ein dichtes Drahtgewebe gespannt war. Ebenso war auch Home office (Ministerium des Innern), War office (Kriegsministerium) und Bank of England ausmattiert worden.

Dicht bei dem Parlamentshause liegt die Westminster-Abtei, die Kirche, welche das schönste Geläute unter allen Kirchen auf Erden besitzt. Ich hatte sie in Friedenszeiten gern aufgesucht. Welche weltgeschichtlichen Erinnerungen umwehen den Besucher an den Grabmälern Heinrichs VII., der Maria Stuart und der Elisabeth, die heute noch auf Englands Thron saß, und beim Lesen der Namen so vieler berühmter Männer, die hier dem jüngsten Tage entgegenschlummern.

Aber das Auto eilt vorüber. Schon hat uns die Viktoriastraße aufgenommen, die uns hinunter nach dem Viktoriabahnhoofe führt. Bereits steht der Zug fertig da. Er soll uns nach Gravesend fahren, wo unser Dampfer uns aufnehmen soll. Im Zuge sind die Lichter angezündet, aber die Fenster werden verhängt. Warum? Sollen wir vor einem Fliiegerangriff behütet werden? Oder könnten wir trotz der wachsenden Dunkelheit noch furchtbarere Zeugen der Zeppelintätigkeit erblicken? Wir wissen's nicht. Rattata, Rattata. In einförmiger Melodie jagen die Wagen dahin. Mit uns 52 Gefangenen sind 10 Soldaten als Wachmannschaft eingestiegen. Wir reichen ihnen Zigarren; sie nehmen sie an, entzünden sie und quälen uns nicht unnötig.

Die Bahnstation, unmittelbar an den Hafenanlagen gelegen, war erreicht. Aber wir durften noch nicht aussteigen. Erst als die freien Engländer, Männlein und Weiblein, den Zug verlassen hatten, wurden wir wie eine Herde räubiger Schafe hinterhergeführt.



Nun ging es durch eine Reihe verschiedener Zimmer hindurch. In dem einem waren härteißige Beamte, die uns einem eingehenden Examen unterwarfen. Wir mußten auf eine Menge Fragen antworten, von denen ich mir nur einige gemerkt habe: Warum wollen Sie nach Deutschland? Was haben Sie hier ausespioniert? Was werden Sie in Deutschland über uns erzählen? Wollen Sie dem Kaiser als Soldat dienen? usw.

In einem Zimmer wurden wir sehr streng untersucht. Dabei hatte ich ein sehr kennzeichnendes Erlebnis. Vorausgeschickt muß ich, daß ich bei meinem letzten Zusammensein mit meiner Frau dieser meine wertvolle Uhrkette übergeben hatte, an der eine kleine Plakette hing, welche ich als erster Sieger in einem 100 m-Wettlaufen erhalten hatte. Dieses Medaillon, der sogenannte 100 m-Meisterschaftspreis, hatte einen Goldwert von 60 M. Ich sagte mir damals: Man darf die Habsucht der wackeren Beamten nicht allzusehr in Versuchung führen, und außerdem könnte man meine Fußkrankheit vielleicht nicht ernst genug nehmen, wenn man aus der Inschrift ersieht, daß ich ein leidlich guter Läufer bin. Also: Vorsicht ist die Mutter der Porzellanliste! Und das war vielleicht sehr richtig gedacht.

An Stelle der Uhrkette hatte ich ein blaues Band genommen, an welches ich meine Uhr befestigt hatte. Als ich nun, in der einen Hand meinen Koffer, in der anderen eine große Reisetasche, mit geöffnetem Überzieher vor einem Beamten stand, fiel diesem das blaue Band auf. Er hatte mich an den Mantelausschlägen angefaßt und gefragt: „Was wollen Sie in Deutschland? Doch nichts weiter als Soldat werden?“ Ich entgegnete: „Was denken Sie denn? Ich bin schwach und krank!“

„Ach was, Sie sind stark!“ Und während wir so mit-

einander sprachen, hatte sich seine Hand an meinem Uhrbande weitergetastet und befand sich auf einmal in meiner Westentasche.

„Was wollen Sie mit Ihrer Hand in meiner Tasche?“

Er hatte die Uhr, ein gutes englisches Werk, die mich über 100 M gekostet hatte, herausgezogen, besah sie und sagte: „Sie haben da eine ganz nette Uhr. Ich kaufe sie Ihnen ab. Was wollen sie dafür?“

„Da ist nichts zu machen. Geld brauche ich nicht. Aber die Uhr ist mir nötig.“

Wir sprachen noch eine Weile hin und her, und meiner Geistesgegenwart verdanke ich es, daß ich meine Uhr heute noch habe und nicht für einen Pappensiel verkaufen mußte. Wie manch anderer mag sich haben ins Bodenhorn jagen lassen. Im selben Zimmer wurde ich noch gefragt: „Haben Sie Papiere da?“ Ich wies meinen Taufschein und meine Zeugnisse vor, durfte sie behalten und wanderte mit Koffer und Handtasche in das nächste Zimmer.

Hier wurden die Koffer einer peinlich genauen Durchsicht unterworfen. Ich hatte mir einige Bücher von meiner Frau in die Gefangenschaft bringen lassen, um mich in meinem Berufe etwas weiter zu bilden. Es waren Kochbücher und solche, die Übersetzungen der Speisennamen enthielten, alle schon jahrelang benützt und abgegriffen. Mir aber waren sie lieb und nützlich. Ich hätte sie gern mit in die alte Heimat genommen. Aber all mein Bitten half nichts. Das einzige Zugeständnis, das mir gemacht wurde, lautete: „Wenn Sie wollen, heben wir Ihnen die Bücher auf. Sie können Sie dann nach dem Kriege wiederbekommen.“ Auf meinen Wunsch, dies tun zu wollen, schrieb ein Beamter meinen Namen hinein, band sie zusammen und legte sie beiseite. Ich bin

wirklich neugierig, ob ich mein Eigentum je wieder sehen werde.

Nun ging es in ein anderes Zimmer. An einem halb-kreisförmigen Tische saßen drei Herren von Scotland-Yard, also Kriminalbeamte. Es machte fast den Eindruck, als ob hier ein Gerichtshof versammelt sei, der uns zu weiterer Gefangenschaft verurteilen wollte. Nun hub abermals ein großes Fragen an.

„Warum haben Sie sich in England aufgehalten?“

„Weil ich mir hier als Kellner mein Brot verdienen wollte.“

„Wo haben Sie gewohnt?“ Ich zählte meine Wohnungen auf, die ich nacheinander inne gehabt hatte.

„Was haben Sie hier gesehen?“ Selbstverständlich hatte ich nichts beobachtet, was England oder mir hätte gefährlich werden können.

„Sind Sie verheiratet?“

„Ja.“

„Haben Sie Kinder?“

„Drei.“

„Wo ist ihre Familie?“

„In Fulham.“

„Wird sie in England bleiben?“

„Auf keinen Fall. Meine Frau kommt mir mit den Kindern so bald als möglich nach.“

„Warum will sie England verlassen?“

„Es gefällt ihr nicht mehr hier. Sie wird als Frau eines Deutschen zu schlecht behandelt.“

Das wollten die Beamten nicht Wort haben. Sie schrien in frecher Weise auf mich ein. Ich ließ mich aber nicht einschüchtern und blieb dabei: „Es ist doch der Fall. Meine Frau kommt nicht darüber hinweg. Sie ist schon zu schlecht behandelt worden.“

Nach dieser letzten Vernehmung öffnete sich die Thür, und ich stand auf dem Bahnsteig. Hier mußten wir warten, bis alle 52 ausgefragt und durchsucht waren. Dann ertönte zum letzten Male ein Kommando aus englischem Munde: „*March!*“ und es ging zum Dampfer. Wir standen auf neutralem Boden. Wieder hatten wir einen großen Schritt der Freiheit entgegen getan. Freudig klopfte unser Herz.

---

## IX

### Heimwärts!

Unser holländischer Dampfer war verhältnismäßig klein, konnte etwa 400 Passagiere fassen, war aber, uns Austauschgefangene eingerechnet, nur von etwa 150 Personen besetzt.

Um unsere wiedergewonnene Freiheit auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, tranken wir ihr zu Ehren zuerst ein Gläschen Bier, das zwar nicht schlecht war, aber doch auch nicht gut genug um den Preis von 60 Pfg. zu rechtfertigen. Dazu zündeten wir uns eine Zigarre an und ließen uns recht gemütlich auf den an Deck stehenden Lehnstühlen nieder. Aber die Freude ließ uns nicht lange ruhig sitzen. Wir sprangen wieder auf. Trotzdem sich die Nacht herabsenkte, dachte niemand von uns an Schlaf. Wir pendelten die ganze Länge des Schiffes auf und ab und schauten nach dem Lande hinüber, ob wir nicht trotz der Dunkelheit etwas von den Zerstörungen erblicken konnten, welche die Zeppeline auch in dieser Gegend verursacht haben sollten. Zunächst konnten wir nichts entdecken. Da aber die Nacht schön war, beobachteten wir das Verladen der Post. Sack um Sack wurde herbeigeschleppt, um über einer Luke auf eine ziemlich steil ungefähr zwei Stockwerk tief bis zum Schiffsboden führende Planke gelegt zu werden, an der hinab er in die Tiefe sauste. Wir hörten oben, wie die Säcke unten aufstauchten. Wir sagten uns, daß es bei diesem gewaltsamen Verfahren



kein Wunder sei, wenn zerbrechliche Dinge ihren Bestimmungsort nur in Gestalt von Scherben erreichten. Die Säcke wollten kein Ende nehmen. 200 verschlang der Schiffsleib wenigstens.

Früh um 5 Uhr setzte sich unser Dampfer endlich in Bewegung. Wir schauten alle hinüber nach den Tilbury-Docks, welche gegenüber von Gravesend sich auf der anderen Seite der Themse ausdehnten. Früher waren die Dampfer alle von diesen Anlagen aus abgefahren; wir konnten trotz der Dämmerung, in der wir den Strom hinabglitten, deutlich erkennen, daß dieser Verkehr dort nicht mehr möglich war. Zu sehr hatten die Zeppelinbomben dort aufgeräumt. Trümmerhaufen reiheten sich an Trümmerhaufen. Die einstmals so belebten Stätten waren ein Bild des Todes und der Verwüstung.

Im Anfang hatten wir recht schöne Fahrt. Aber gegen 11 Uhr vormittags begann unser Schiff zu stampfen und zu schlingern. Stürmische See! Plötzlich bemerkten wir, wie hinter uns ein Dampfer aufkam, immer näher herbeieilte und uns einholte. Ein banger Schreck durchzuckte uns, denn es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß ein Transport Gefangener, die sich schon der süßen Freiheit freuten, von englischen Kriminalbeamten wieder nach London zurückgebracht wurden. Doch zum Glück war unsere Furcht grundlos. Der Dampfer holte nur den Lotsen ab, welcher uns bis in den Kanal gebracht hatte. Wir atmeten erleichtert auf. Zwar die Gefahr war noch nicht völlig vorüber, denn es befanden sich, wie wir herausbekommen hatten, vier Detektivs, zwei englische und zwei holländische, an Bord. Aber wir hüteten uns, ihnen unsere Ansichten über die Engländer auf die Nase zu binden.

Die Fahrt über den Kanal war nicht langweilig, denn

hin und her kreuzten die kleinen Unterseeboote und Kanonenboote der Engländer. Auch eine treibende Mine beobachteten wir, die jedenfalls vom Sturme losgerissen war. Sie trieb deutlich sichtbar etwa 40 m links von unserem Schiffe entfernt vorüber, und wir waren herzlich froh, daß sie uns nicht näher auf den Leib gerückt war.

Auf der wildbewegten Wasserfläche tanzte unser Boot wie toll geworden auf und nieder. Es war übrigens ein alter Kasten, denn die Holländer hielten ihre neuen Dampfer zurück, weil sie schon verschiedene eingebüßt hatten. Wir waren alle schwer seekrank, und keiner mochte etwas essen, trotzdem vielleicht etwas Besseres zu bekommen war, als Gefängnisloft. Auch solche, die diese Fahrt schon öfter zurückgelegt hatten, Kaufleute zum Beispiel, äußerten, daß sie noch keine so stürmische Überfahrt erlebt hätten. Die Stewardess meinte, das sei ihr noch nicht vorgekommen, daß alle Passagiere seekrank geworden wären. So dürfte es uns, die wir doch durch die Gefangenschaft gesundheitlich heruntergekommen waren, niemand verübeln, wenn wir uns nicht ausschlossen, sondern mit den anderen dem Poseidon Opfer brachten.

Aber auch diese Prüfung nahm ein Ende. In der Nähe der holländischen Küste beruhigte sich das Meer. Sofort meldete sich der leere Magen, der sich ebenfalls beruhigte, da wir ihm eine Anzahl uns von den Holländern kostenlos zugewiesener Butterbrötchen anbieten konnten.

Blissingen kam in Sicht. Groß war die Freude, als wir das Festland betreten konnten. Wir meldeten uns umgehend beim deutschen Konsulat, das sich während der Kriegszeit im Bahnhofsgebäude befindet, wurden eingetragen und erhielten unseren Ausweis. Dann wurden wir nach dem Wartesaal I. Klasse gewiesen, wo uns das holländische Rote Kreuz aufs beste bewirtete. Wir

wurden mit Kaffee und Kuchen geradezu überfüttert und durften verzehren, so viel wir wollten und konnten. Die Damen und Herren waren sehr liebenswürdig, was nach den vielen englischen Grobheiten doppelt wohl tat. Zum Abschied überreichte man jedem für die Bahnfahrt ein Papiersäckchen, in dem sich außer Kuchen und einer Tafel Schokolade noch einige Äpfel befanden. Abends 8 Uhr saßen wir wieder im Zuge und fuhren den schwarzweißroten Grenzpfählen zu. Nachdem wir um 10 Uhr nochmals hatten umsteigen müssen, erreichten wir zwischen 12 und 1 Uhr nachts die deutsche Grenzstation Goch, westlich Wesels gelegen.

Als wir ausgestiegen waren, wurden wir von einem Oberleutnant empfangen, einem sehr freundlichen Herrn, der auf uns alle einen ganz vorzüglichen Eindruck machte. In seinem Zivilberuf war er Pastor. Er hielt uns eine kurze, aber passende Ansprache, deren Hauptgedanken waren: „Sie sind vom Feindesland in die Heimat zurückgekehrt und fühlen sich deshalb sehr glücklich; nun gilt es aber auch für Sie, dem lieben Vaterland, zwar nicht mit der Waffe in der Hand, aber doch auf irgendeine Art und Weise mit Ihrer Kraft zu helfen. Sie haben, ich weiß es, viel leiden müssen, aber Sie haben es getragen, weil es für das Vaterland war. Wir wollen für Sie tun, was wir können, aber Sie müssen dasselbe tun für die alte Heimat, die Ihnen aufs neue zur Heimat werden soll.“ Vielen von uns standen bei dieser herzlichen, echt deutschen Begrüßung auf deutscher Muttererde die hellen Tränen in den Augen. Dann sagte er zu uns: „Meine Herren, es ist schon recht spät. Sie werden von der langen Reise müde sein und gern schlafen wollen. Morgen früh um 8 Uhr werde ich wieder bei Ihnen sein, mit jedem einzelnen sprechen und Ihnen

Ihre Papiere aushändigen.“ Wir erhielten noch Kaffee und Butterbrötchen. Dann wurde uns ein Saal angewiesen, in dem uns saubere Betten zum ersten Schlafe im deutschen Vaterland aufnahmen, ohne daß Stachel draht und feindliche Waffen uns umgaben. Welch ein herrliches Gefühl es ist, sich im Bewußtsein der Freiheit dehnen und strecken zu dürfen, weiß nur der, welcher gefangen gewesen ist.

Am nächsten Morgen wurden nach einem ordentlichen Frühstück die Papiere ausgefertigt, und wir hätten alle mit dem ersten Zuge weiter nach Deutschland fahren können, wenn die Koffer dagewesen wären. Ich war hierbei besser daran als meine Kameraden. Mein Koffer war mit uns zu gleicher Zeit angekommen, die Sachen meiner Kameraden aber lagen noch gemütlich in Blistingen. Ich konnte nun mit dem nächsten Zuge nach Leipzig abdampfen. Die anderen hätten noch zwei Tage warten müssen, bis sie ihre Koffer erhielten, wenn nicht der Oberleutnant für sie eingesprungen wäre. Er telephonierte ziemlich energisch, die Gepäckstücke mußten mit der nächsten Gelegenheit abgesendet werden. Immerhin mußten die anderen doch noch bis zum folgenden Tage warten.

Der Oberleutnant sagte zu meinen Kameraden: „Sie dürfen es natürlich den Holländern nicht übelnehmen, falls Ihre Koffer aufgebrochen worden sind, denn diese übernehmen auch eine Verantwortung, wenn sie die Austauschgefangenen durch ihr Land fahren lassen. Könnten die Engländer nicht einen von ihnen zum Spion geworben haben? Könnte nicht mit oder ohne Ihr Vorwissen in einem Ihrer Koffer eine Bombe untergebracht worden sein, welche ganz Holland in die Luft zu sprengen vermag?“ Dieser Scherz beruhigte die un-



geduldigen Gemüther. Hinzugefügt sei, daß die Koffer natürlich auch von deutscher Seite aus untersucht wurden. Aber alle Offiziere, mit denen wir in Berührung kamen, waren von gleicher Liebenswürdigkeit, so daß wir, die wir uns auf den rauhen, militärischen Ton gefaßt gemacht hatten, aufs angenehmste überrascht waren.

Ein Erlebnis, das wenigstens für mich in Goch seinen Abschluß fand, darf ich nicht unerwähnt lassen. Auf unserem Dampfer war auch eine Französin mit übergefahren, welche gebrochen englisch sprach und angeblich zu den Eltern ihres deutschen Mannes nach Berlin wollte. In ihrer Begleitung war auf dem Dampfer ein holländischer Judenbengel, der aber an Land sich verduftete. Die Französin war mächtig aufgepudrt mit großem Hut, Schleier usw. und sah mit ihrem Schick im Halbdunkel der Schiffsbeleuchtung aus, als ob sie etwa 25 Jahre alt wäre. Aber am Morgen sahen wir (sie fuhr in unserem Zuge nach Goch), daß sie wohl 40 Lenze zählen mochte, und da sie Hut und Schleier abgenommen hatte, erkannten wir deutlich, daß ihr Haar grau meliert war. Sie verlor bei Tageslicht ungemein.

Diese Französin hatte sich an mich herangeschlingelt und fragte mich, trotzdem ich sie sehr kurz und fast unhöflich behandelte, nach allen Regeln der Kunst aus: „Ah, Sie sind Kriegsgefangener?“ hieß es da. „Kennen Sie meinen Mann nicht? Er ist auf der Insel Man interniert und heißt N. N.“

„Bedaure sehr, ich kenne ihn nicht.“

„Wie sind Sie denn behandelt worden? Ich habe gehört, die Gefangenen würden in England sehr schlecht behandelt. Sie sehen ja auch sehr elend aus.“

Ich antwortete auf diese und andere Fragen ausweichend und fühlte mich sehr ungemütlich. Ich war



wie erlöst, als einige Kameraden auf mich zukamen und mich von ihr befreiten. Sie sagten auch: „Höpsner, passen Sie auf und seien Sie vorsichtig. Dem Weibe ist nicht zu trauen!“

In Goch machten wir den Oberleutnant auf die Französin und unsere Beobachtungen aufmerksam, worauf die Dame festgehalten und der Fragespieß umgekehrt wurde. Sie ward zur Untersuchung bzw. Befragung einem gewandten und pfiffigen Feldwebel übergeben, der zu solchen Zwecken aus W. hierher kommandiert war. Er war gegen uns sehr nett, so daß wir ihn später nach dem Verlaufe der Angelegenheit fragten. Er sagte uns: „Wir haben sie schon ausgefragt, sind aber noch nicht im klaren. Wir haben erst mal nach Berlin telegraphiert, ob ihre Angaben stimmen. Sie bleibt vorläufig hier.“ Ich hätte gern erfahren, ob wir wirklich eine Spionin dingfest gemacht hatten, doch war die Sache für mich nicht so wichtig, als daß ich darüber meinen Zug versäumt hätte.

Der Abschied von meinen Kameraden, besonders den Freunden, mit denen ich bereits die schweren Zeiten im Islingtonlager gemeinsam erlebt hatte, war nicht leicht. Doch wir trennten uns in froher Hoffnung. Waren wir doch von der englischen Sklaverei los und konnten uns frei bewegen. Das Bewußtsein, dem Leben, einer nützlichen Tätigkeit wiedergegeben zu sein, half uns über den Abschied hinweg.

---

## Meine Frau und Deutschland.

Beim letzten Besuche meiner Frau im Islingtonlager hatten wir besprochen, daß sie mir mit den Kindern so bald als möglich nach Deutschland folgen sollte. Sie hatte nun natürlich alle Hände voll zu tun. Unsere Möbel mußten schweren Herzens verkauft werden, aber trotz aller Mühe erhielt meine Frau nur einen lächerlich geringen Preis, da die Herren Engländer jederzeit die Notlage anderer auszunutzen wissen. Dann mußte sie sich im Home office einen Paß ausstellen lassen, was auch ohne große Schwierigkeiten geschah.

Aber im Bahnhofe zu Gravesend wurde ihr es um so schwerer gemacht. Die Untersuchung des Gepäcks usw. ließ meine Frau sich als unvermeidlich geduldig gefallen. Doch die drei Herren von Scotland-Yard, die an dem halbkreisförmigen Tische saßen und sich schon bei mir eine sehr unliebsame Erinnerung zu erwerben gewußt hatten, verstanden es, auch den Geduldsfaden meiner Frau zu zerreißen. Natürlich fragten sie zuerst:

„Warum wollen Sie nach Deutschland gehen?“

„Weil mein Mann drüben ist, und wo der Mann ist, gehört auch die Frau hin!“

„Wir würden Ihnen raten, nicht nach Deutschland zu gehen. Dort gibt es nichts zu essen, und Sie werden als Feindin grausam behandelt. Der deutsche Charakter

ist ja als gemein in der ganzen Welt bekannt. Sie sollten doch als geborene Engländerin hier bleiben!"

Immer zudringlicher und energischer redeten die Beamten meiner Frau zu, mich im Stiche zu lassen. Und sie hatte doch den Kopf schon voll genug. Unsere beiden Jüngsten im Alter von zwei und vier Jahren hingen ihr am Kleide. Den ältesten Jungen von sechs Jahren, der seit seiner Geburt in Folge eines Nervenleidens seiner Glieder nicht mächtig ist, hatte sie auf dem Arme, dabei ist sie selbst sehr zart. Und da hatten diese drei Engländer noch die Gemeinheit, sie anzuschreien und mit langen Fragen und Ermahnungen hinzuhalten, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie in ihrer Erschöpfung dem Zusammenbrechen nahe war! Wenn ich diesen „Gentlemen“ im Leben noch einmal begegnete!!

Schließlich sagte meine Frau: „Schlechter als ich hier behandelt worden bin, kann ich in Deutschland auch nicht behandelt werden. Übrigens war ich schon einmal drüben, und man war mir gegenüber sehr anständig!“ Und dabei blieb sie auch. Wenn wir aber auf jene Stunde zu sprechen kommen, ist meine Frau heute noch sehr aufgeregter über die bewußte und gewollte Quälerei, die sie noch in der letzten Stunde auf dem Boden ihres Vaterlandes über sich ergehen lassen mußte. Doch wurde ihr gerade dadurch der Abschied von England wesentlich erleichtert.

Man kann sich denken, daß bei der Einschiffung, die ihr endlich nicht mehr verwehrt wurde, durch die Sorge um die drei Kinder, das Handgepäck und die Koffer so viel auf den Schultern meiner Frau lag, daß sie vielleicht nicht durchgekommen wäre, wenn nicht eine auch ihrem Gemüte nach adlige Dame, eine Lady Bridgewater, im Geiste christlicher Nächstenliebe zu Hilfe gekommen

wäre und ihr persönlich diese und jene Sorge abgenommen hätte.

Auch die Seereise meiner Lieben war sehr stürmisch, daß wiederum alle Fahrgäste seefrank waren mit Ausnahme unseres Jüngsten, einst William genannt, jetzt aber stolz auf den deutschen Namen Wilhelm hörend.

Die Fürsorge des holländischen Roten Kreuzes durften auch meine Frau und besonders die Kinder erfahren. Ebenfalls über Goch reisend, sandte Elizabeth mir ein Telegramm, und am Abend des 23. Oktober konnte ich die Meinen auf dem Leipziger Hauptbahnhof endlich wieder in die Arme schließen. Ich nahm meiner Frau den Ältesten ab und führte meine Familie in die von mir gemietete Wohnung. Zwar sah sie natürlich noch recht kahl und öde aus, denn wir mußten und müssen uns alles neu anschaffen, aber wir waren doch wieder zusammen, waren in Freiheit, waren in Sicherheit, und freudig und dankbar gegen Gottes Güte schlugen unsere Herzen.

Wenn der freundliche Leser meine Frau fragen würde, wie es ihr in Deutschland gefalle, würde sie ihn anlachen und ausrufen: „Prächtig ist es hier in Deutschland!“ Und sie würde ihm vielleicht weiter erzählen:

„Ich war schon von dem großen, sauberen und hellen Bahnhof in Leipzig entzückt. Überhaupt ist hier alles reinlicher und netter. Auch die Behandlung ist grundverschieden. Wie spielte man uns Frauen, die wir einen Deutschen geheiratet hatten, auf Londons Straßen mit. Welche Schimpfsworte mußte man hören. ‚Alien enemy!‘ rief man dort auch mir zu. ‚Du hast einen Deutschen geheiratet, bist selbst eine Deutsche geworden und hassst England!‘ So manche wehrlose Frau wurde auch körperlich mißhandelt.

Wie ganz anders in Deutschland! Trotzdem man in



mir wegen meines mangelhaften Deutsch sofort die Engländerin erkennt, habe ich weder in den Läden noch auf der Straße, noch sonst wo irgendein verletzendes Wort gehört. Im Gegenteil, man ist so zuvorkommend gegen mich, daß ich es mir gar nicht besser wünschen kann.

Und welch ein Glücksgefühl ist es doch, hier in Leipzig dann und wann das Knattern der Zeppeline und Flieger zu hören, ohne Angst für das Leben der Kinder und für sich selbst haben zu müssen. Mir lacht wirklich das Herz im Leibe, wenn ich so seelenruhig nach den hoch oben in den Lüften schwebenden Flugzeugen hinausschauen kann.

Sie wollen gern wissen, was ich zu der Lebensmittelknappheit und Teuerung in Deutschland sage? Die merke ich aber eigentlich gar nicht. Gewiß, es mag alles teurer sein als im Frieden, aber teurer als in England ist es hier auch nicht. Wir spüren es nicht besonders schmerzlich, weil wir eben ähnliche Preise gewöhnt waren und sie nur weiter bezahlen. Das Kartensystem und die deutsche Organisation finde ich famos. Auf meine Zuckerkarte bekomme ich, was ich nötig habe. Aber in England mußte ich, wenn ich welchen brauchte, stets mindestens  $\frac{1}{4}$  Pfund Tee mitkaufen. Und wie teuer der Zucker war! Ganz brauner kostete das englische Pfund 50 Pfennig, weißer 55—60 und Würfelzucker sogar 65—70 Pfennig. Und so ist es mit vielem anderen.

Auch sehen die Leute auf den Straßen viel gesünder aus als in England. Jetzt laufen dort viele Frauen, die in Munitionsfabriken arbeiten, mit zitronengelben Gesichtern und Händen herum. Sie sehen zum Erbarmen aus.

Und wollen Sie wissen, was mir am allerbesten an Deutschland gefällt? Seit wir hier sind, hat sich das Befinden unseres Ältesten dank der deutschen ärztlichen



Kunst und wohl auch durch die bessere Lust derart gehoben, daß wir mit den besten und frohesten Hoffnungen in die Zukunft schauen.“

Ich aber füge hinzu: „Mir macht es besondere Freude, daß meine Jüngens nun nicht in der Gefahr sind, zu verengländern, sondern, so Gott will, auch gute deutsche Soldaten werden.“

---

## Schlußbetrachtung des Verfassers.

Nachdem außer Herrn Höpfner ritterlicher Weise auch noch seiner Gattin das Wort gegeben worden ist, darf wohl der Verfasser aus den Erinnerungen und Erlebnissen des Ehepaares diese und jene Nuganwendung ziehen, alldieweil und sintemalen er es aus seinem Berufe so gewöhnt ist.

Ohne weiteres tritt aus dem Vorhergehenden klar zutage:

England ist in Not.

Zunächst in Nahrungsnot. Nach den angeführten Preisen war diese Not im September bis Oktober 1916 wenigstens ebenso groß als unsre. Doch ist dabei ein gewaltiger Unterschied zwischen Deutschland und England. Wir haben, wenn auch knapp, was wir bis zur nächsten Ernte brauchen. Durch Beschlagnahme und Zuteilung ist jedem Deutschen soviel gesichert, daß er zwar nicht dicker wird, aber durchhalten kann. Unser Vorrat kann (wie es in Rumänien geschehen ist) aus feindlichen Ländern vermehrt werden. Doch ist dies nicht einmal nötig. England hat mit seinem Aushungerungskrieg einen Schlag ins Wasser getan. England dagegen wird in immer größere Nahrungsorgen geraten. Die Länder, welche ihm Getreide sandten, haben Mißernten gehabt und können nichts mehr abgeben. Und wenn sie könnten, so macht es doch der verschärfte Unterseebootskrieg ihnen

unmöglich. Wenn Britannien schon mit dem Hunger kämpfte, als unsre U-Boote sich mäßigen mußten, wird es an den Rand des Hungergrabes kommen, da sie keine Schonung zu üben brauchen.

Während wir selbst schaffen konnten, was nötig war, mußte England sein Gold für Notwendiges ins Ausland senden. Es hat sein Gold verloren, und wenn es auch noch viel besäße, würde es ihm nichts nützen. Getreide gibt es nicht mehr; die Munition muß Amerika zum Teil für sich behalten, denn wenn es mit einem Auge nach Deutschland schaut, darf es das andre nicht von Japan abwenden. Die Grubenhölzer fehlen den englischen Bergwerken, und ihre Stollen müssen zusammenstürzen, so daß es, anstatt seinen Bundesgenossen Kohlenliefern zu können, bald selbst für seine Munitionsfabriken keine mehr haben wird. Arzneimittel, Farben und vieles andre fehlt bereits und kommt nicht mehr über das Wasser. England in Not, ja in Todesnot!!

Auch infolge der Beschießung durch unsre Flotte und Zeppeline ist es in größere Not geraten, als es zugeben will und selbst seinem eigenen Volke zugeben darf. Wenn ganze Städte leer stehen, große Hafenanlagen vernichtet sind, selbst in London viele Straßenzüge in Schutt und Trümmer verwandelt wurden, so ist das zunächst ein bedeutender materieller Schaden. Aber auch eine moralische Not ist geschaffen worden, ein Mißtrauen gegen die Regierung, eine nerventötende Angst vor den Deutschen, die den Tod aus den Wolken ins Land senden und aus den feuchten Fluten emporsteigen lassen, die doch einst Englands beste Verbündete waren. Die Ausschreitungen des Pöbels sind das sicherste Zeichen der Angst. Und wenn die leitenden Männer an der Themse nicht immer wieder den Mund so voll nähmen und ihre

Lügen so laut ins Land schrien, man würde ihr Herz in bangem Entsetzen klopfen hören. Über kurz oder lang kommt es todsicher an den Tag, wie schlecht das Geschäft gewesen ist, in das man sich einließ. England verliert nicht nur die Zinsen, sondern auch das Kapital!

Wir dürfen mehr als je dessen gewiß sein: Und der Friede wird doch deutsch.

Deutschland darf und muß stolz sein auf seine Söhne, mögen sie nun in Feindeslager gelitten und dabei das Deutschtum hochgehalten haben, mögen sie auf ferner Heide gefallen sein oder im Lazarett mit dem Tode ringen oder als Kriegsbeschädigte sich trotzig mit einem Arme oder einem Beine durch das Leben schlagen und trotz ihrer verringerten Kraft von neuem nützliche Staatsglieder zu sein sich abmühen, mögen sie hoch in der Luft oder auf und unter dem Wasser doppelten Gefahren ins Auge sehen. Deutschland darf und muß stolz sein auf die Mannen, welche einer zehnfachen Übermacht nicht nur Stand zu halten wissen, sondern sie kraftvoll zurückdrängen und sich weder durch Trommelfeuer noch Minen, weder durch Drahtverhaue noch Fliegerbomben zurückhalten lassen. Mit Stolz auch müssen wir auf die blicken, die auf verlorenen Posten auf den kleinen Inseln deutschen Volkstums, die unsre Kolonien bildeten, die deutsche Ehre gewahrt haben bis zum äußersten.

Das Vaterland kann auch stolz sein auf die Arbeit, welche seine Glieder in der Heimat geleistet haben, da sie Waffen und Nahrung den kämpfenden Heeren schufen.

Nicht zum wenigsten singt der große Krieg der deutschen Frau ein hohes Lied. Gut ab vor den Frauen, die solche Helden geboren haben und erzogen! Gut ab vor denen, die im Liebesdienste pflegten und Nöte linderten.

Gut ab aber auch vor denen, die dem Vaterland zu Liebe aus dem schützenden Schatten des Hauses heraustraten und einsprangen, wo die Männer fehlten. Auf den Feldern haben sie uns Brot geschaffen, in den Fabriken haben sie zum Schutze des heimischen Herdes Granaten bereitet, bei der Eisenbahn haben sie die Hemmung des Verkehrs gehindert, allüberall hat sich die deutsche Frau des deutschen Mannes wert bewiesen.

Deutschland, sei stolz auf deine Söhne und Töchter!

Aber wenn dann der deutsche Friede gekommen ist, wenn wir die Bedingungen und Sicherheiten errungen haben, die wir für eine weitere Entwicklung des Deutschtums so nötig brauchen, dann verfalle nicht in deinen alten Fehler, du mein deutsches Volk. Dann packe nicht, wie du es früher getan, deinen Stolz in ein Wattefäßchen, damit ihn nur ja niemand sieht, dann hole ihn nicht nur alle Jubeljahre einmal schüchtern hervor, etwa am Tage des Sieges am Stagerrak oder an andern großen Erinnerungstagen, die der Krieg gebracht und Gottes Güte uns noch schenken wird, wie wir es ehemals am Sedantage taten, da noch manche meinten, es sei unrecht und könne die lieben Franzosen kränken.

Nein, wie unsre Feldgrauen und blauen Jungen ihr Eisernes Kreuz freudig offen auf der Brust tragen, wollen wir unsern Stolz aller Welt beweisen, und er wird und soll dafür Sorge tragen, daß die andern Völker, Freunde und Feinde, wohlwollende und scheeläugige Neutrale, uns anerkennen und erkennen müssen, daß das deutsche Volk seine Kinderschuhe ausgetreten hat und kein Parvenu ist, sondern ein Edelmann in voller Kraft. Unser Stolz muß dafür sorgen, daß der Friede deutsch bleibt, den man uns bald wieder verbittern, um dessen Früchte man uns bald wieder betrügen möchte.



Nicht Völkerhaß will ich predigen, aber Selbstachtung, die uns bisher gemangelt hat, und Verachtung alles Undeutschen, das uns im Vaterland entgegentritt, und Kampf gegen alles Außerdeutsche, das unsre gottgewollte Entwicklung hemmen will. „Werdet zu Stahl!“ rief unser herrlicher Kaiser den Truppen zu, als die Feinde seine edel dargebotene Friedenshand zurückstießen. Wir wollen zu Stahl werden und Stahl bleiben! sei unsres ganzen Volkes Antwort.

Die Zeit des sentimentalen Michels muß vorüber sein, vorüber die herabsetzende Bedeutung des Wortes: Das ist nicht weit her! Französische Frauenmoden, englische Barttracht und Sportausdrücke, der Ruhm auswärtiger Waren und Sitten gehöre insolge des Krieges der Vergangenheit an! Der Deutsche hatte in seinem Hause kein Recht mehr. In deutschen Gasthäusern konnte der Franzose den Speisezettel besser verstehen als er, und vor dem großkarrierten englischen Flickschneider und Droschkenfutcher beugte der Ober den geschmeidigen Rücken und nannte ihn Lord, während der deutsche Gast, der vielleicht ein besseres Trinkgeld gab, jenem bescheiden Platz machte oder machen mußte. Die schönsten Aussichtsplätze und den höchsten Kunstgenuß im Wagnertheater zu Bayreuth oder der Gemäldegalerie in Dresden ließ sich der biedere Deutsche verfehlen durch die Nasaltöne der französischen Sprache oder die kloßigen Worte Albions.

Wir haben's im Frieden bewiesen, daß wir den andern Völkern, trotzdem diese auf eine ununterbrochene, längere Geschichte zurückblicken durften, mindestens ebenbürtig sind. Wenn Industrie und Kaufmannschaft nicht so Hervorragendes geleistet und durch Rührigkeit, Gediegenheit und Schöpferkraft den Engländer überall aus dem Sattel gehoben und zurückgedrängt hätte,

würde uns Britannien nicht mit Gift und Galle bespeien.

Im Kriege haben wir's erst recht gezeigt, daß wir es mit jedem andern Volke aufnehmen können. Welches andere hätte solche Führer und solche Kämpfer, solches technisches Wissen und Können, eine derartige Organisationskraft aufzuweisen, wie wir? Und die Flotte! Welch einen Ruhm hatten die Großtaten der Flotte den Engländern gebracht! Aber wie war es denn mit der Bemannung bestellt, ehe unser Deutsches Reich seine eigne Flotte gründete? Mehr als 40 % stellte das deutsche Volk in seinen nach Abenteuern hungrigen, sich nach fernen Wundern sehnenenden, für den Kampf begeisterten Söhnen. Die englische Flotte ist nicht mehr dieselbe, seit die Deutschen sich von ihren Schiffen zurückgezogen haben und ihr Herzblut lieber dem Kaiser und dem starken Vaterlande zur Verfügung stellen. Die jugendfrische deutsche Kampfflotte hat die englische Marine zwar der Zahl nach noch nicht erreicht, aber an Tüchtigkeit und Wagemut überflügelt!

Unsre Feinde rühmen sich ihrer Kultur, schimpfen uns „boches“ und „blutige Deutsche“. Wer schimpft, ist im Unrecht, wer schimpft, hat Angst, das beweisen die Londoner Straßenunruhen. Wer ist denn der wirkliche Kulturträger? Etwa der Russe, der nicht schreiben und lesen kann? Oder der Franzose, dessen nettoyeurs die Schützengräben nach verwundeten Deutschen absuchen um sie zu ermeucheln? Oder der Engländer, der schon im Frieden auf demselben Schiffe Missionare und fabrikmäßig gefertigte Gözen, Schnaps und Feuerwaffen den Heiden sandte, der die Chinesen mit den Waffen zwang, die Opiumpest, die sie los sein wollten, seinem Säckel zu liebe weiter zu pflegen, der die Burenfamilien in den Kon-

zentrationen lagern absichtlich dezimiert, der gegen das Völkerrecht seine farbigen Hilfsvölker nach Europa holte, der seine Bundesgenossen ins Feuer schickte und sich selbst schonte, solange er konnte, der die kleinen Völker zu schützen vorgibt und sie aussaugt, so gut er vermag?! Oder sind's Italiener und Rumänen, die ihre Bundesgenossen so leichtfertig wechseln, wie wir (nicht jene) etwa ein Hemd?

Dagegen betrachte man unsere Feldgrauen, wie sie dem verwundeten Feind helfen, den Gefangenen schonen, die Zivilbevölkerung mit Nahrung versorgen, an den Feldgottesdiensten sich erbauen, wie fromme Kinder. Und wie peinlich gewissenhaft, ja zuvorkommend werden die Zivilgefangenen wie auch die Kriegsgefangenen bei uns behandelt.

Fürwahr, wir sind jenen über.

Aber gerade aus diesem Bewußtsein heraus muß in uns die Überzeugung geboren werden:

Ebenso wenig wie Tag und Nacht, Wahrheit und Lüge eins werden können, ebenso wenig darf Deutschland sein Vertrauen wieder an England verschwenden. Mit der Betternwirtschaft muß es aus sein. Die Taten des „Baralong“ und des „King Stephen“ sind vom offiziellen Britannien gebilligt und mit dem Schild gedeckt worden. Wenn Deutschland je das vergessen, je einem solchen Feinde wieder in die Schlinge gehen sollte, hätte es das unabwendbar kommende Verderben verdient. Es ist gewarnt.

Der Friede muß deutsch werden. Er muß aber auch deutsch bleiben, sonst ist alles Heldenblut umsonst geflossen!

Darum gilt es, ihn zu hüten, zu stärken, zu stützen. Wenn wir auch erkennen, daß Fehler gemacht wurden

# TRAVELLING PERMIT.

No. **B34475**

By Virtue of the powers vested in me under the Aliens Restriction (Consolidation) Order, 1914, I hereby grant permission for the Alien described below to proceed at his own risk and charges

from 78, Harrow Road, Bullam S.W.  
to Removal to Prison, Upper Holloway  
London, N for the purpose of visiting  
her husband

This Permission holds good from :—

\* October 11/1916 remains until January 3/1917, 9/11

## Description of Holder.

Registered as Serial No. \_\_\_\_\_ in the Police Registration District of \_\_\_\_\_

Full name Elizabeth Hoepfer

Nationality German by marriage Sex F Age 32

† Residence as above

Occupation or Trade \_\_\_\_\_

Height 5'1" Build slim

‡ Hair dark

General descriptive remarks.

E. N. Hoepfer

Signature and Rank of Issuing Officer

Place

Date

Sept 22 1916

PHOTOGRAPH OF PERMIT HOLDER.



Elizabeth Hoepfer  
Signature of Holder.

## NOTICE TO THE HOLDER OF THIS PERMIT.

It is an offence, punishable by fine or imprisonment for an alien enemy to travel more than 5 miles from his registered place of residence without a permit.

On the expiry of the period for which this permit is available, it must be given up to the Police of the District where the holder then is, or of the District where it was issued.

When a permit covers a period of more than 24 hours, the holder must report himself daily to the Police of the District where he then is, unless the permit is for travelling to and from his permanent business address.

(1156) Wt. 49566—S. 500 Bks. 2/15. Sir J. C. & S. **Gp. 130.** D150.  
(4796) Wt. 52426—247. 500 Bks. 2/14.

[P.T.O.]





im Frieden und Kriege, die vermieden werden konnten, so ist die Zeit der Kritik noch nicht gekommen. Sie würde jetzt zerlegend und nicht fördernd wirken. Sie mag einsehen, wenn der Reichstag wieder seine ersten Friedens- tagungen hinter sich hat.

Aber Wünsche auszusprechen, ist heute schon erlaubt. Und sie lassen sich in den alten römischen Spruch zusammenfassen: Videant consules, ne quid detrimenti capiat res publica! Aus vielen anderen aber seien einzelne Wünsche besonders hervorgehoben.

Möge Heer und Flotte sich in gleichem Geiste und gleicher Kraft weiter entwickeln, und mögen die Männer, welche sie stählen und ihre Schneide scharf halten, den rechten Dank finden!

Möge in Zukunft die deutsche Presse die rechte Achtung und die ausländische die rechte Beachtung in unseren maßgebenden Kreisen finden.

Mögen, wenn der deutsche Friede gekommen ist, von Regierung und Volksvertretung im edlen Wettstreit gemeinsam aus den bitteren Erfahrungen dieses Krieges heraus Gesetze geschaffen werden für einen künftigen Kriegsfall. Wir haben es jetzt gesehen, daß man nie sagen kann, wie lang ein Krieg währen wird und welche Verwicklungen er bringt. Es ist daher notwendig, daß es in Zukunft nicht wieder zu solchen Verschwendungen kommt, wie im Anfang des jetzigen Krieges, sondern von vornherein eine Beschlagnahme der zum Kriegsführen notwendigen Stoffe und der nötigen Nahrungsmittel zum Besten des Vaterlands erfolgt. Es ist notwendig, daß, wie beim Militär Fachleute an der richtigen Stelle eingesetzt werden, wie z. B. Handelsflottenoffiziere auf den Kriegsdampfern, wenn es gilt, feindliche oder neutrale Handelsschiffe zu beurteilen oder zu untersuchen, oder

Landwirte bei der Bearbeitung besetzter feindlicher Gebiete usw., dasselbe geschieht bei der inneren militärischen Verwaltung bzw. Herstellung von Heeresbedarf (auch die Kaufleute seien nicht vergessen), und bei der Versorgung des Landes mit Nahrung und anderem Notwendigen, damit nicht Millionenvermögen zum Schaden der Allgemeinheit zusammengeschnitten werden. Lieferung und Fabrikation für Heeresbedarf muß das Reich selbst in höherem Maße in die Hand nehmen. Hat es doch für die verschiedensten Gebiete die tüchtigsten Männer in den Reserveoffizieren, die uns kein anderes Volk nachmachen kann!

Lehrgeld ist bezahlt worden. Möge es auch wirkliches Lehrgeld gewesen sein. Dann erwachsen aus früheren Fehlern zukünftige Kräfte.

Der Geist des alten Deutschtums muß wieder zur treibenden Kraft werden, der Geist einer Zeit, da es hieß: Der Bauer ist kein Spielzeug! Der Geist der alten Hanse. Da zeigten mitten in der Ohnmacht des alten Kaisertums deutsche Städte und Männer, was Einigkeit und Zucht auch starken Feinden gegenüber vermag. Wie anders noch kann sich das entwickeln unter einem starken deutschen Kaisertum!

England ist so eingebildet, daß es sich nicht den anderen Völkern anzuschließen vermochte, als diese das einheitliche Metermaß, das Gewicht usw. nach dem Dezimalsystem schufen, sondern sein englisches Pfund, die Yards und die Münze behielt, die zum Teil noch auf dem Duodezimalsystem beruht. Und wie steht es denn mit seiner Währung? Aus dem 22. Hefte der Deutschen Romanbibliothek vom Jahre 1890 möge folgender kurze Aufsatz hier seinen Platz finden:

„Woher stammt die Benennung ‚Pfund Sterling‘?

Im Mittelalter war das handel- und gewerbetreibende England ein schwaches Kind, welches durchweg unter Vormundschaft stand. Seine Vormünder waren die Hanseaten, die Kaufleute jenes großartigen kommerziellen Bundes, der die bedeutendsten Handelsstädte Nord- und Mitteldeutschlands umfassend, von Brügge östlich bis nach Nowgorod in Rußland und nördlich bis Bergen in Norwegen und Wisby in Gotland sich erstreckte. Die Hanseaten wurden von den Engländern Gasterlings genannt, das heißt die östlichen Kaufleute oder die Handelsleute des Ostens. So groß war nun die Abhängigkeit Englands von ihnen, daß das Geld derselben die in England kursierende Münze war, wovon noch die Benennung sich erhalten hat: ein Pfund Sterling, das heißt ein Pfund des Geldes der Gasterlings. In London selbst besaßen die deutschen Kaufleute ein besonderes, mit gewissen Vorrechten ausgestattetes Kaufhaus, der „Stahlhof“ genannt, und sogar die englischen Bergwerke in Cornwall hatten sie lange in Pacht.“

Deutscher, merkst du was? Sollte nicht der Einfluß eines einzelnen deutschen Standes in schwerer Zeit erungen und in schwereren Zeiten des Zwiespaltes verloren, von einem einigen Deutschland wieder zurückerobert werden können? Sollten wir Deutschen, zu Stahl geworden, nicht unsere Stahlhöfe allüberall errichten können? „Noch niemals ward Deutschland besiegt, wenn es einig war!“ sagt unser Kaiser. Wie aber kommen wir zu dieser weltüberwindenden Einigkeit, d. h. wie erhalten wir sie, die wir im Kriege schon bewiesen, auf die Dauer?

Wir müssen unser Deutschtum mehr betonen, höher einschätzen, liebevoller pflegen als bisher. Daheim in den Schulen muß es geschehen. Die schlichten sittenreinen Götter- und Heldenjagen der alten Deutschen müssen an

die Stelle der schwülen Mythologie der Römer und Griechen treten. Hermann, der Befreier Otto der Deutsche, Heinrich der Städteerbauer, Luther, Bismarck, Wilhelm der Friedfertige müssen in den Brennpunkt des Geschichtsunterrichts gestellt werden. Und wenn wir es auch nicht versäumen wollen, die Sprachen unserer Feinde zu lernen, um ihren Schlichen nachgehen zu können, zu allererst muß es heißen: Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut! Wer seine Muttersprache recht versteht, der allein liebt auch sein Vaterland!

Das Deutschtum muß mehr in den Familien gepflegt werden. Bierkonzerte und Kino zerrissen das deutsche Familienleben, und die unbeschränkte Polizeistunde war sein Tod. Sei, wie energisch wirkt da der Krieg! Möge der Friede von ihm lernen!

Aber auch draußen sei das Deutschtum Trumpf! Wir wollen nicht mehr Völkerdünger sein. Wohl brauchen wir die anderen Völker. Aber wir wollen das nicht mehr als Gnade ihrerseits auffassen. Sie brauchen uns noch viel mehr als wir sie. Um Himmelswillen nicht mehr nachlaufen! Das haben sie, Engländer und Amerikaner und Konsorten wirklich nicht um uns verdient! Nur nicht wieder die frühere Erniedrigung! Nur nicht wieder Schuhpußer werden!

Und wenn wir den Gedanken, den Peters vor kurzem ausgesprochen, zur Wahrheit machen können, dann brauchen wir die anderen Völker überhaupt nicht mehr. Anstatt der überall verzettelten Kolonien muß uns der Frieden ein einheitliches großes Kolonialgebiet geben, in das wir unsere überflüssigen Kräfte senden, die nun deutsch bleiben, das sich selbst verteidigen, ja uns im Notfall helfen kann, und das uns im Austausch gibt, was wir an Kolonialerzeugnissen brauchen! Dann müssen sich



unsere ausgewanderten Deutschen von den Yankee's, denen sie soviel genügt, nicht mehr totschreien lassen, dann bleiben die deutschen Kräfte dem Vaterland erhalten!

Weitere Wünsche! Haben wir nicht mit Bedauern sehen müssen, daß unsere Diplomatie vor dem Kriege nicht auf der Höhe war? Nicht ist es der Zweck der Diplomatie, anderen Höfen Prinzessinnentänzer zu stellen oder unserem Hochadel Gelegenheit zu geben, sich die Welt einmal außerhalb der schwarzweißroten Grenzpfähle in angenehmer Weise anzusehen. Nein, es ist ernster. Es geht ums Ganze! Gerade in den Außenposten der Gesandtschaften darf der Gedanke nicht einschlafen: „Wir haben mehr Feinde als Freunde, und diese Feinde handeln nach dem Grundsatz: Diplomatie ist die Kunst seine Gedanken zu verbergen!“ Darum dürfen diese Außenposten nicht mit Namen, sondern müssen mit Männern besetzt werden, die das Herz am rechten Fleck und offene Augen und Ohren und eine schweisgarnige Zunge aber eine beredte Feder haben!

Und eins noch! Damit das Deutschtum rein erhalten werde, müssen wir damit oben anfangen. Noch immer richtet sich, Gott sei Dank, das Volk nach dem Beispiel derer, die es als die ersten und besten anerkennt. Soll fremdes Wesen nicht unser Volk zerlegen, muß in erster Linie ein Gesetz geschaffen werden, daß deutsche Offiziere, Reichsbeamte, Diplomaten, überhaupt Männer, die in der Öffentlichkeit stehen und den deutschen Gedanken dem Volke oder dem Auslande gegenüber zu vertreten haben, nur eine Deutsche zur Hausfrau und zur Mutter ihrer Kinder zu machen haben. Wer eine Engländerin, Französin usw. heiratet, hat aus der öffentlichen Tätigkeit auszuscheiden. Wer das Deutschtum nicht in seinem Privatleben betont, kann auch kein Vorkämpfer



dafür sein! Auch fremde Prinzessinnen brauchen wir nicht auf deutschen Thronen. Die deutsche Frau verdient es, daß wir ihr den ersten Platz einräumen. Und unser deutsches Blut ist zu schade dazu, durch fremde Beimischung entartet zu werden. Befolgen die ersten Kreise diesen Grundsatz, wird ihnen das Volk gern Gefolgschaft leisten. Und das wird zum Besten des Vaterlandes sein.

Und als Pastor möchte ich noch den einen kurzen Wunsch hinzufügen: Wollten doch alle vom Kaiser Gottvertrauen, Gottesglauben und christlichen Wandel lernen, denn: Ein Mann mit Gott ist die Majorität!

Klar steht vor mir die Aufgabe, die unser deutsches Volk im Kriege und nach dem Kriege zu erfüllen hat: Unsere Tüchtigkeit muß der Welt die Augen öffnen, daß sie von uns nicht nur als dem Volk der Dichter und Denker, sondern auch der Vollenden und Wirkenden mehr erwarten darf als von den Engländern, deren alte und neue Geschichte sie als die eigennützigsten und verächtlichsten Menschen kennzeichnet. Wenn das „schwache Kind“ seine Vormünder brauchte, so muß der gemeingefährliche, am Größenwahn leidende, unter Gehirnerweichung zusammenbrechende Greis erst recht unter Vormundschaft kommen. Und diese übernehmen wir!

Der Friede muß deutsch werden. Der Friede muß deutsch bleiben. Dann wird zur Wahrheit unseres Geißel Wort: Und es soll am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen!

England hat's gewollt. Darum gelte:

England in Not!

Deutschland, Deutschland über alles!

Lauterbach, F., Wenn wir heimkehren.

Wünsche eines Feldgrauen über Deutschlands Zukunft.

1917. M. 1.—

Lohmann, Ernst, Deutscher Geist.

Einige Blätter aus meinem Feldtagebuch. 1917. M. 1.—

Mandorn, Dr. B., Zeitfragen der Gegenwart in Fichtes Reden an die deutsche Nation. 1917. M. 1.30

Ruge, A., Unsere Toten. Ein Weck- und Mahnruf an die Lebenden. 1917. M. 0.80

— Deutsche Heimkehr. Eine Ostergabe an das deutsche Volk. 1917. M. 2.50

Schmied-Kowarzik, Dr. W., Ein Weltbund des Deutschtums. Gegenwartsaufgabe einer Weltpolitik deutscher Kultur. 1917. M. 1.—

Widenbauer, Georg, Loß vom englischen Weltjoch! Freiheit der Meere. 1917. M. 0.80

— Das Ringen der Weltmächte um den Stillen Ozean. 1917. M. 0.80

**Grautoff-Seestern „1906“** Der Zusammenbruch  
der alten Welt. 139.

bis 141. Tausend. Gebunden M. 3.—, Volksausgabe  
geheftet M. 1.—

Der überaus große Erfolg, der diesem Buche beschieden war, steht wohl einzig da, und selten sind solch passende, glänzend geschriebene Schlachtenbilder entworfen worden wie hier. Der Inhalt zeugt nicht nur von gründlicher Kenntnis des Kriegswesens, sondern auch von dichterischer Gestaltungskraft und der Kunst, den Leser bis zu Atem verhaltender Spannung zu fesseln. Niemand wird dieses Buch ohne große Bewegung lesen.

**— Parabellum: „Bansai“** 5. und 6. Auflage.  
21.—30. Tausend.

277 Seiten. gr. 8°. Geh. M. 3.—, geb. M. 3.60.

Der Verfasser entrollt in meisterhaft passender Form das riesenhafte Drama eines Krieges zwischen Amerika und Japan um die Vormachtstellung im Stillen Ozean. Schon wenige Wochen nach dem Erscheinen des Buches beschäftigten sich Hunderte von deutschen und ausländischen Zeitungen in langen Zeitartikeln mit ihm.

**— Die Garibaldidroschke** und andere lustige  
Geschichten. 1913.

207 Seiten. 8°. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.—

Der Verfasser hat sich durch seine Bücher: Seestern „1906“ und Parabellum: „Bansai“ einen berühmten Namen gemacht. Die Vorzüge seiner Schilderungskunst, die Dastik der Erzählnngskraft zeigt auch dieses neue Buch kurzer Geschichten. — Wer recht herzlich lachen will, der lese die „Garibaldidroschke“.

**— InLeipz'g während der Völkerschlacht**

und anderes von der Franzosenzeit aus alten Familienpapieren. 1913. 202 Seiten mit Tafeln und einer Karte.  
Bappband geb. M. 1.50.



Verlag Theodor Weicher, Leipzig, Inselstr. 10

# S.M.S. „Karlsruhe“

Eines deutschen Kreuzers Glück und Ende

Erzählt von seinem ersten Offizier Korvettenkapitän Studt. 3. Auflage. 1916. 12 Bogen. 8°. Mit 2 Bildtafeln. M. 2.50, geb. M. 3.50.

„Das Schiff ist tot, der Name wird weiterleben, solange es eine Geschichte der deutschen Flotte gibt. Der erste Offizier, der die geretteten Mannschaften auf einer aufregenden Fahrt über den Ozean in die Heimat rettete, hat nicht nur diese, an die Fahrt der ‚Ahejha‘ erinnernde abenteuerliche Heimfahrt geschildert, nicht nur von den glänzenden Kriegstaten der ‚Karlsruhe‘ berichtet, er hat auch dem stolzen Schiffe, der Mannschaft und ihrem Führer ein Denkmal in diesem Buche gesetzt, das die allerweiteste Verbreitung verdient. Unsere Jungen werden es mit heller Begeisterung lesen. Ich möchte es besonders allen Bibliotheken, allen Schulen zur Anschaffung warm empfehlen.“

Prof. R. Mielke im Unterhaltungsblatt des „Reichsboten“. 7. 11. 1916.

„Jeder wird das Buch, das als „ehrenvolles Andenken“ für die Gebliebenen und Überlebenden geschrieben ist, voll Stolz und Dank aus der Hand legen, daß uns in unserer Marine Helden beschert sind, denen das Vaterland sein Heil unentwegt anvertrauen kann. Mit solcher Kriegsmarine zur See läßt sich alles leisten!“

„Tägliche Rundschau“ Nr. 247 vom 30. Oktober 1916.

„Von dem Kühnen, tatensfrohen Seemannsgeist unserer jungen Marine legt das Buch auf jeder Seite beredtes Zeugnis ab, auch von der Umsicht und klugen Beherrschung der Umstände, die sich ihm paart. Das gilt insbesondere auch von der Heimreise. So ist das Buch, obwohl nurgetreue Sachdarstellung bietend, in Wahrheit ein Heldengedicht im schönsten Sinne des Wortes, das im deutschen Vaterlande der Leser nicht genug finden kann!“

„Ostsee-Zeitung“ Nr. 508 vom 4. Oktober 1916.

„Das Buch gehört in jede Schul- und Volksbibliothek, in jedes Haus, in dem Sinn für deutsche Tüchtigkeit gepflegt und hochgehalten wird; ein würdiges Geschenk für den Geburtstags- und Weihnachtstisch.“

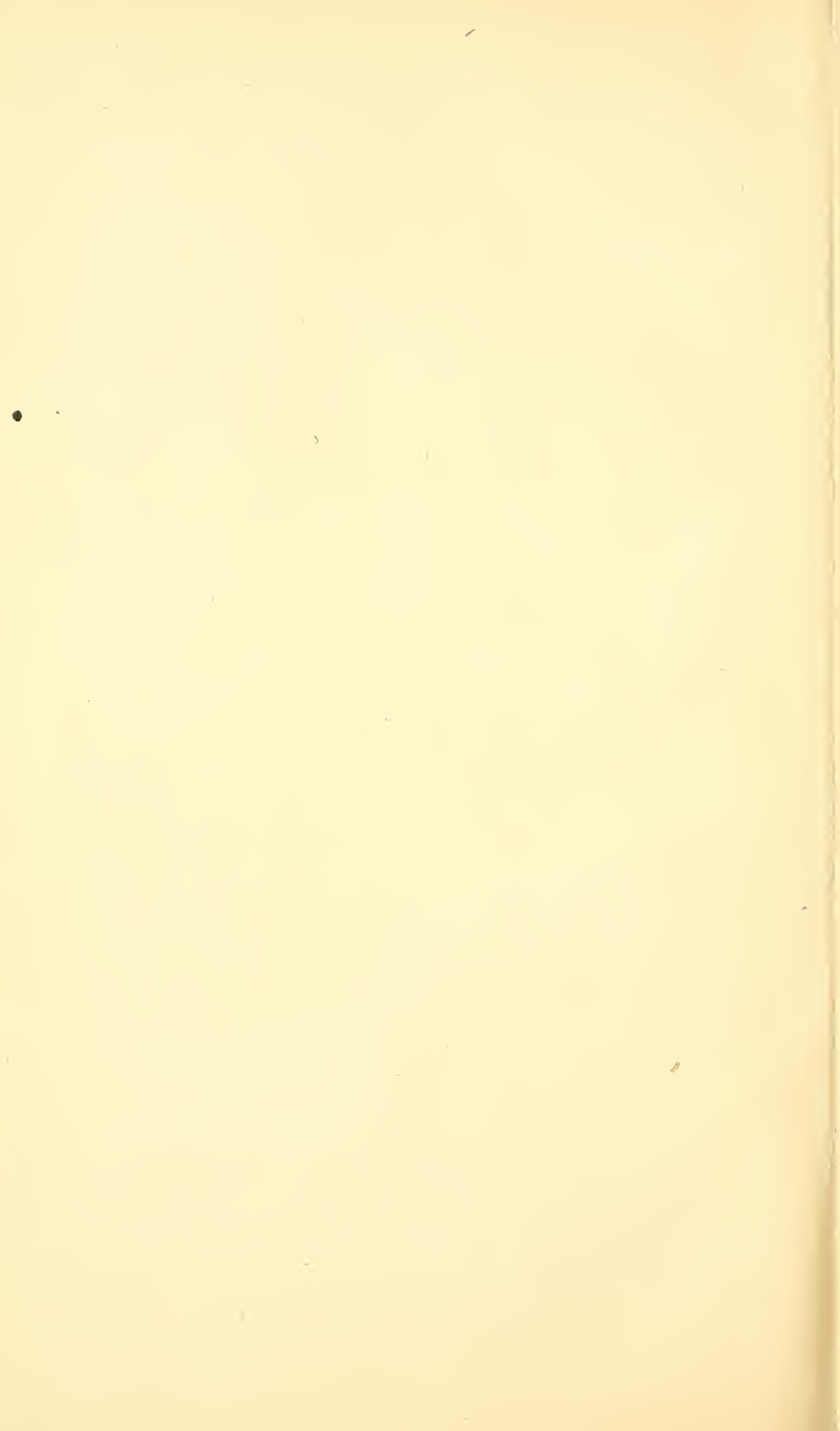
„Heimat-Vote“ Nr. 84/85 vom 25. Oktober 1916.

„Ein echtes Seemannsbuch. Schlicht und stolz und doch ohne Ruhmredigkeit erzählt der erste Offizier (Korvettenkapitän Studt) von der tapferen „Karlsruhe“. Der Stempel des Erlebens ist dem Buch aufgedrückt, und so bleibt ihm die üble Phrase des „Kriegsschriftstellers“ fern, die nicht genug bekämpft werden kann und sich doch so breit macht. Mit seinem markigen Stil, seinem geschichtlichen Inhalt wird das Buch den jetzt wuchernden Kriegsschund überdauern und in Wahrheit ein Denkmal für die ruhmvolle „Karlsruhe“ sein, die nun schon längst in den Tiefen des Atlantischen Meeres ruht.“

„Deutsche Warte“ vom 2. November 1916.









Deacidified using the Bookkeeper process.  
Neutralizing agent: Magnesium Oxide  
Treatment Date: MAY 2001

**PreservationTechnologies**  
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION

111 Thomson Park Drive  
Cranberry Township, PA 16066  
(724) 779-2111





LIBRARY OF CONGRESS



0 007 629 446 A

